

8. Januar 1918

WOLFGANG HEINE - DER WEG ZUR DEMOKRATIE

WIR begründen unsere Forderung nach einem Volksstaat an Stelle des Klassen- und Beamtenstaats nicht auf das abstrakte Prinzip der Gerechtigkeit. Zwar verschmähen wir eine Berufung auf Ideale nicht; wir wissen, daß der Ruf nach Gerechtigkeit die Fackel ist, womit die heilige Flamme entzündet wird, von der kraftgebende Wärme strömt, daß der feste Glaube an das eigene Recht die Glut entfacht, durch die das Erz erweicht, gereinigt und zum Guß bereitet wird. Aber das ist eine Wirkung auf den eigenen Willen, nicht auf den Intellekt der anderen. Denen, die etwas anderes wollen, wird man durch den Appell an die Gerechtigkeit schwerlich ihre Überzeugung erschüttern, denn auch sie glauben an die Gerechtigkeit ihrer Sache. Weil man dies weiß, stehen heute ideologische Beweisführungen nicht hoch im Kurs. Darum begnügen wir uns mit einer weniger hochtrabenden Begründung und fordern die Demokratisierung, weil sie notwendig, weil sie ein unentbehrliches Mittel zur Erhaltung des Deutschen Reiches ist. Es ist nicht wahr, was von der Rechten immer wieder behauptet wird, daß Demokratie nationale Schwäche bedeute. Im Gegenteil, weil sie Kräfte erweckt und reifen läßt, die unter autoritären Staatsformen verkümmern, ist sie notwendig.

Die neue Zeit stellt ungeheure Aufgaben an das deutsche Volk: Neubau seines wirtschaftlichen Lebens zum Teil auf völlig veränderter Grundlage, Heilung der Schäden des Krieges mit beschränkten Mitteln, die aufzubringen einer durch riesige Verluste geschwächten Bevölkerung gerade nicht leicht sein wird, Erneuerung der internationalen Staatsbeziehungen und eine innere Neuorganisation, Probleme, die dem Verstand der Staatsleiter vor dem Krieg als schlechthin unlösbar erschienen waren. Dazu genügen die Kräfte der zünftigen Bürokratie und die Methoden der alten Partecipolitik nimmermehr. Deutschland kann keine einzige Kraft brachliegen lassen und braucht eine Organisation, die die Kräfte ans Licht und ans Werk bringt.

Die alte, überlieferte Politik im Deutschen Reich war darauf zugeschnitten immer einen großen Teil des Volkes (oft war es der größere) als reichsfeindlich oder vaterlandslos zu stigmatisieren und daraufhin von jeder Möglichkeit positiver Arbeit am Staat auszuschließen. Der Krieg hat das überwunden, aber nur zeitweilig; deutlich spürt man, wie sehr gewisse, früher sogenannte staatserschaltende Kreise mit dieser Änderung unzufrieden sind, wie

sie nur darauf warten zur alten Methode, die für sie so bequem war, zurückzukehren. Vor dieser Gefahr kann uns nur eine rasche und gründliche Demokratisierung schützen. Der alte Obrigkeitsstaat beruht aber ferner darauf, daß die Beamtenschaft immer ihren eigenen Willen durchsetzen, ihre eigene Macht stärken will und die Parteien lediglich als Mittel hierzu betrachtet. Gewährt sie einmal der Volksvertretung nach langem Zögern eine ihrer Forderungen, so verlangt sie dafür sofort Kompensationen und Garantien für die Festigung ihres Einflusses. Daher kommt es, daß die Staatsmaschinerie mit so unsagbar viel Arbeit so wenig positive Resultate erzielt, daß 30 Jahre lang immer die selben Aufgaben in Gesetzgebung und Verwaltung auftauchen, ohne je zur Ausführung zu reifen, daß die parlamentarischen Verhandlungen sich größtenteils in anwidernem Kleinkampf erschöpfen. Auch hier nutzloser Kraftverlust. Deshalb sind die politischen Parteien ungeübt und unlustig zu positiver Arbeit, neigen sie zu rein *prinzipieller* Betrachtung der Probleme, zur negativ kritischen Behandlung, scheuen sie sich die Verantwortung für das Gesamte der Staatsleitung, das heißt für das Halbe mit dem Ganzen, das Verfehlte mit dem Gelungenen, für das Nichtgetane mit dem Durchgeführten zu übernehmen; was freilich nicht so bequem ist wie zu tadeln und abzulehnen. Auch dies wieder eine Erscheinung des Brachliegens oder der Vergeudung von Kräften ohne Nutzeffekt. Infolgedessen fehlt es dann in entscheidenden Momenten und am richtigen Platz auch an Männern. Es war doch ein tragikomisches Schauspiel, daß kürzlich die Berufung von Ministern aus dem Parlament auf Schwierigkeiten stieß, weil bei den bedeutendsten Parteiführern keine Neigung herrschte sich dem fremden und nicht bereiteten Bett anzuvertrauen, das manchem wohl wie das Lager des Prokrustes erscheinen mochte.

Und doch brauchen wir gerade die Führung der Regierung durch die Parlamentsparteien als unentbehrliche Form des Volksstaates, um die politischen Kräfte zu erwecken und auszubilden.

Zwar muß auch der Parlamentarismus die technische Kleinarbeit, die Vorbereitung wie die Ausfeilung und Vollendung, in den Bureaus der Behörden leisten lassen. Aber der politische Wille wird in das Volk selbst zurückverlegt. Bei dem System des bloßen Konstitutionalismus spielen die Vertreter der Regierung die ersten Rollen, und die Parteien geben im allgemeinen nur die Statisterie ab, den Chor, der beifällig zu murmeln berufen ist, wenn er auch manchmal seinem Mißfallen Ausdruck geben darf. Bei der parlamentarischen Regierungsform erlebt das Volk selbst die politischen Entwicklungen, bildet seinen Willen und leidet keinen Mangel an Kräften für die Ausführung. Im Gegenteil wird durch die Erweckung allgemeinen Interesses erst eine Fülle von Kräften frei und von der politischen Arbeit angezogen, die sich jetzt unwillig von ihr fern halten. Bei der Zerklüftung der Parteien in Deutschland ist diese Vertiefung der politischen Arbeit schon im Vorstadium von größtem Wert. Ohne Parteikoalitionen kommen wir Deutsche überhaupt nicht vom Fleck. Demgemäß bildet auch jetzt die Regierung sich für jede ihrer Vorlagen eine besondere Mehrheit. Sie tut dies, indem sie die Parteien gegen einander ausspielt und selbst den Ausschlag gibt. Wenn etwas zustande kommen soll, fügen die verschiedenen Parteien sich, aber keine tut es mit dem Gefühl des freien Willens. Dadurch werden die Gegensätze nicht ausgeglichen sondern vertieft. Wenn

dagegen die Parteien von sich aus einen Zusammenschluß und ein gemeinsames Arbeitsprogramm finden, so ist es ihr Wille, der, wenn auch in Form von unvermeidlichen Kompromissen, die Politik bestimmt. Dies wirkt wieder dahin die Parteien auf das praktisch Mögliche, auf die Arbeit an Stelle der bloßen Erhebung prinzipieller Forderungen, auf die Tat statt des Redens zu richten. Ist nun die Regierung ein Ausschuß der politischen Mehrheit, oder ist sie mindestens von deren Vertrauen abhängig und genötigt einer andern Platz zu machen, sobald sie dies Vertrauen verliert, so müssen sich die parlamentarischen Verhandlungen selbst äußerst vereinfachen und abkürzen. Die lähmende und anwidernde Hinzerrung von Vorlagen durch endlose Debatten und jahrzehntelange Anläufe fällt weg, wenn nur vorgelegt und beraten wird, wovon man sicher ist, daß eine Mehrheit für die Annahme besteht.

Es handelt sich aber keineswegs nur um die Gesetzgebungsarbeit. Vielmehr wird die Aufgabe des Parlamentarismus lebendig erst in der dauernden Kontrolle der Ausführung der Gesetze. In dieser Beziehung ist die Rolle, die der deutsche Reichstag spielt, geradezu kläglich. Ich weiß wohl, daß der Charakter des Reichs als Bundesstaat die unmittelbare Einwirkung des Reichstags auf die Verwaltung erschwert. In den Landtagen der Einzelstaaten steht die Sache aber nicht viel besser. Eine Ausnahme bildet Bayern, das denn auch eine parlamentarische Regierung auf der Basis eines Mehrheitsbeschlusses der Volksvertretung besitzt. Der Eintritt von Parlamentariern in die hohen Verwaltungssämer ist jedenfalls das sicherste Mittel den Einklang zwischen Gesetzgebung und Verwaltung zu erhalten. Zugleich bietet er den Anreiz für politisch Interessierte sich der parlamentarischen Arbeit zu widmen und erhält Kräfte und Erfahrung der im Fall eines Regierungswechsels in die Opposition zurücktretenden Staatsminister der politischen Arbeit. Besonders auf dem Gebiet der äußern Politik ist eine solche Nutzbarmachung von Kenntnissen, die schlechterdings nicht anders als durch den Einblick in das Innere des diplomatischen Getriebes erworben werden können, von größter Bedeutung für die Heranreifung eines politischen Urteils auch in den Parteien.

Der Parlamentarismus führt natürlich zu einem gewissen Berufsparlamentarierum. Wir müssen uns aber klar werden, daß dies überhaupt eine unumgängliche Entwicklung darstellt. Gewiß sollen die politischen Interessen und Stimmungen der im tätigen Leben stehenden Massen aller Schichten der fruchtbringende Boden sein, aus dem das politische Leben der Parteien sprießt. Die erlebte Erfahrung soll wahrlich nicht der politischen Abstraktion weichen. Es ist aber bei der Vielfältigkeit und notwendigen Arbeitsteilung des heutigen gesellschaftlichen Daseins unausbleiblich, daß der einzelne zwar sein Gebiet gründlich beherrscht, aber den Blick über seine Grenzen hinaus verliert. Insbesondere verlangt die Arbeit an Gesetzgebung und Verwaltung wieder ganz besondere Kenntnisse, die durch Vergleichung mit den Vorgängen anderer Länder und Zeiten gewonnen werden, und eine besondere Technik des Ausdrucks, die dem Praktiker des wirtschaftlichen oder auch geistigen Lebens nicht ohne weiteres eigen sind. Für diese zusammenfassende Arbeit gibt der Parlamentarismus eine besondere Schulung. Aufgebaut auf dem Leben der Parteien, läuft er trotz der Berufsmäßigkeit dieses Getriebes der Politik weniger Gefahr die Fühlung mit dem

Leben zu verlieren als die Staatsbureaukratie; zumal wo diese sich immer mehr aus einer Kaste rekrutiert, die sich Generationen lang stets dieser bevorrechteten Arbeit widmet.

Die Erfahrung, die das deutsche Volk mit der Führung seiner äußern und innern Politik durch diese Bureaukratie gemacht hat, gibt in der Tat keinen Anlaß sich gegen eine Erneuerung der Grundlagen und Formen unseres politischen Lebens zu sperren. Wenn sogar auf sozialdemokratischer Seite eine gewisse Unterschätzung des parlamentarischen Systems hervortritt, so hat das seinen Grund darin, daß die Sozialdemokratie noch mehr als andere Parteien einen innern Widerstand in sich selbst zu überwinden hat, erwachsend aus der Überlieferung einer *prinzipiantreuen* Negation und Isolierung und aus der Pflege rein agitatorischer Arbeitsweise, die freilich mit praktischen parlamentarischen Erfolgen unvereinbar sind. Aber das sind Schwächen, die überwunden werden müssen. Man erwirbt nicht neue Rechte, ohne neue Pflichten zu übernehmen. Man kann die Volksherrschaft nicht beanspruchen, wenn man nicht bereit ist namens des Volkes nach der Herrschaft zu greifen und alle Folgerungen daraus zu ziehen.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie zaghaft man auch in den Parteien, die durch das Parlament die Macht an sich bringen könnten, diesem Gedanken gegenübersteht. Man wagt das Wort kaum zu gebrauchen, ohne allerhand nach Entschuldigung klingende Verwahrungen daran zu knüpfen, daß man beileibe nicht den englischen Parlamentarismus meine usw. Und Graf Hertling, in Bayern selbst der erste parlamentarische Ministerpräsident Deutschlands, der seinen Sitz einem parlamentarischen Regierungssturz verdankte, erklärt als Reichskanzler ausdrücklich, daß die Anhörung der Parlamentarier vor Festsetzung des Regierungsprogramms nur ein Ausnahmefall sei, der sich nicht wiederholen solle. Darin ganz im Einklang mit Freiherrn von Zedlitz, der die parlamentarischen Anwandlungen der Reichsregierung lediglich als Kriegsmaßnahmen gelten lassen will. Gewiß denkt kein Mensch daran blindlings Formen bis zum Wollsack und der Perrücke des Sprechers zu übertragen, die historische, uns fremde Voraussetzungen haben. Der Kern aber, daß das Volk selbst durch die Parteien die Geschäfte führt, und daß ohne das Vertrauen der Parlamentsmehrheit keine Regierung im Amt bleiben kann, ist auch für uns unabweisbare Forderung, weil Volkskraft und Volkswille dadurch erweckt und wach erhalten werden. Gerade England beweist in diesem Krieg, welche ungeahnten Kräfte, welche Geschlossenheit des Handelns aus einer solchen Volkspolitik hervorgehen können. Der plötzliche Übergang Englands zu der seit 100 Jahren verabscheuten allgemeinen Wehrpflicht, als sie nötig wurde, die großzügige Steuergesetzgebung, die Entschlossenheit und Einmütigkeit, mit der dort während des Krieges die Wahlreform in Angriff genommen und durchgeführt wird, sind glänzende Beweise für die Leistungsfähigkeit und Anpassungsfähigkeit dieses Systems. Gerade so wie das Verschleppen der nötigen Reformen, die Halbheit und Ängstlichkeit, mit der man endlich wenigstens an die preußische Wahlrechtsfrage herangegangen ist, charakteristisch sind für den auf Mißtrauen gegen den Volkswillen aufgebauten Beamtenstaat.

Es soll nicht unterschätzt werden, welche Leistung des Staatsministers Drews und seiner Räte dazu gehört, welche Widerstände sie haben überwinden müssen, um auch nur diese Vorlage einbringen zu können, und wie

viel mehr Kraft noch sie nötig haben werden dies Werk durchzuführen. Es ist gewiß nicht meine Absicht ihren guten Willen und ihre Verdienste zu verkleinern. Aber vom Standpunkt einer Volkspolitik aus kann man sich damit nicht begnügen. Ich sage das nicht etwa aus demokratischer Prinzipienreiterei, ich bin immer bereit auch geringere Errungenschaften mitzunehmen, in der Hoffnung, daß die Zukunft sie vollenden werde. Aber es muß eben ein wirklicher Schritt vorwärts, zur tatsächlichen Befreiung der Kräfte sein. In der Regierungsvorlage jedoch wird das Wahlrecht zum Abgeordnetenhaus erweitert, aber durch die Stärkung des Herrenhauses der in der Wahl zum Ausdruck gebrachte Wille des Volkes noch mehr als bisher gebunden. Ich will mich nicht mit der Lächerlichkeit der Forderung nach 1jährigem Aufenthalt in der Gemeinde und 3jähriger Staatsangehörigkeit abgeben und könnte auch die Beibehaltung der alten Wahlkreiseinteilung, so gehässig und gesetzwidrig sie ist, mit Schweigen übergehen. Der Kern des Gesetzes liegt vielmehr in der Änderung der Artikel 62 und 99 der Verfassung.

Schon daß nach dem neuen Absatz 4 des Artikels 62 das Abgeordnetenhaus verfassungsmäßig gehindert werden soll selbständige Etatsvorschläge zu machen, ist ein Rückschritt. Zwar entspricht es der bisherigen Gepflogenheit, aber diese ist eben ungesund, ein Beweis der passiven Rolle der Zweiten Kammer. Eine Bewegung zu selbständigem politischen Einfluß des Parlaments auf die Regierung könnte über diese Gewohnheit hinausschreiten. Dies wird durch die gesetzliche Festlegung gehindert. Das möchte noch hingehen, wenn wir ein wirkliches parlamentarisches System, bei dem die Regierung nur der vollziehende Ausschuß der Minderheit wäre, bereits besäßen. Bei der Hartnäckigkeit aber, mit der Graf Hertling in Preußen an der bürokratischen Staatsform festzuhalten erklärt, bedeutet die Neuerung im Artikel 62 eine nicht unwesentliche Verbarrikadierung des Weges zu entscheidender Mitwirkung des Abgeordnetenhauses auf die Art der Regierung und Verwaltung. Viel schlimmer aber ist die Ergänzung des Absatzes 3. Bis jetzt kann das Herrenhaus den Etat nur im Ganzen annehmen oder ablehnen; dabei bleibt ihm auch im Fall einer Differenz mit dem Abgeordnetenhaus kaum eine Wahl als die Annahme, denn durch die Ablehnung würde es auf Einzelposten auch nicht einwirken können, brächte aber die Regierung in die größte Verlegenheit. Nach dem Entwurf soll dem Herrenhaus in allen Fällen eines Widerspruchs zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus, das heißt bei jedem noch so geringen Abstrich eine entscheidende Aufgabe zufallen. Das Herrenhaus soll über den streitigen Posten zunächst besonders abstimmen. Tritt es dem Abgeordnetenhaus nicht bei, so soll ein Verständigungsausschuß aus beiden Kammern eine Vermittlung versuchen und dann das Abgeordnetenhaus zu einer nochmaligen Abstimmung genötigt sein. Darauf erst soll die GesamtAbstimmung des Herrenhauses erfolgen. Zwar kann diese auch dann nur auf Ablehnung oder Annahme lauten, offenbar aber wird diese Berufung des Herrenhauses zu Eingriffen in die Einzelheiten des Etats viel häufigere und schärfere Differenzen zwischen den beiden Kammern hervorrufen, als bisher üblich waren. Daß die neue Bestimmung vielfach die Etatsberatung komplizieren und verzögern würde, erkennt die Begründung der Vorlage selber an.

Die Gefahr solcher Mißhelligkeiten zwischen den beiden Kammern wird aber

erst recht groß durch den neuen Absatz 3 zum Artikel 99 der Verfassung. Danach soll, wenn ein Etatsgesetz nicht zustande kommt, der alte Etat automatisch weiter gelten. Die Staatsregierung soll nämlich ermächtigt sein bis zum Inkrafttreten des neuen Etats alle Ausgaben zu leisten, die zur Erhaltung gesetzlich bestehender Einrichtungen oder zur Durchführung gesetzlich beschlossener Maßnahmen erforderlich sind, ferner die rechtlich begründeten Verpflichtungen des Staates zu erfüllen und endlich Bauten und Beschaffungen fortzusetzen, für die durch den Staatshaushalt eines Vorjahrs bereits Bewilligungen stattgefunden haben, sowie unter der gleichen Voraussetzung Beihilfen zu Bauten und Beschaffung weiter zu gewähren. Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, daß diese Bestimmung in Verbindung mit dem Absatz 3 des Artikels 62 der Verfassung das Etatsrecht des Abgeordnetenhauses in allen Fällen des Konflikts nahezu aufhebt. Nach der Neuerung könnte das Herrenhaus jede Änderung, die das Abgeordnetenhaus an dem Etatsentwurf der Regierung vornimmt, benutzen, um gefahrlos das Zustandekommen des Etats überhaupt zu verhindern und der Regierung ein Wirtschaften ohne bewilligten Etat zu ermöglichen. Die Herren, die auch in der umgestalteten Ersten Kammer den Ausschlag geben sollen, werden nur zu gern geneigt sein solche Zusammenstöße herbeizuführen. Das haben ihre Reden im Herrenhaus, jedesmal wenn im Reich oder in Preußen ein Anlauf zur Volksregierung genommen werden sollte, gezeigt. Das Bewußtsein, daß jede Änderung einer Etatsposition solche Folgen haben könnte, müßte lähmend auf die politische Arbeit der Mehrheit des Abgeordnetenhauses wirken und sie hindern von ihrem Etatsrecht Gebrauch zu machen. Was nützt nun das beste Wahlrecht dem Volk, wenn es nicht eine volkstümliche Politik herbeiführen kann? Ich will lieber eine gute Politik mit einem schlechten Wahlrecht als umgekehrt.

Die Sache wird endlich dadurch noch schlimmer, daß die neue Zusammensetzung das Herrenhaus weit unabhängiger von der Regierung stellen würde als bisher, daß die Möglichkeit durch einen Pairsschub die Mehrheitsverhältnisse in der Ersten Kammer wirksam zu ändern so gut wie ausgeschlossen ist. Es wäre eine grobe Selbsttäuschung, wollten wir diese Einschränkung der Rechte der Regierung vom demokratischen Standpunkt aus als einen Fortschritt ansehen. Was heute allerdings ein Vorrecht der Krone ist, würde bei einer Fortentwicklung zum Parlamentarismus ein Machtmittel der aus der Mehrheit des Abgeordnetenhauses hervorgehenden Regierung werden. Fast möchte man annehmen, daß diese Reform gerade bezweckte der als unaufhaltsam erkannten parlamentarisch-demokratischen Bewegung die Spitze abzubrechen, sie von vornherein um den Preis des Kampfes zu bringen, der in dem bestimmenden Einfluß des Parlaments auf die Regierungsweise und in seiner Berufung zu eigener Initiative liegt.

Denen, die bereit sind jede, auch eine noch mehr verstümmelte Vorlage anzunehmen, und die uns belehren wollen, die Parlamentarisierung wäre eine Frage höchst sekundärer Natur, muß erwidert werden, daß die Sache gerade umgekehrt liegt. Das Wahlrecht ist nur ein Mittel zum Zweck Kräfte frei zu machen und zur Geltung zu bringen. Bleiben diese Kräfte aber wieder in das Joch des Obrigkeitsstaats eingespannt, können sie sich nicht regen und nichts Fruchtbares hervorbringen, so ist nichts gewonnen. Ich will die Anfänge nicht unterschätzen, die uns die Oktoberaktion der Parteien und

was sich daran knüpfte gebracht hat, und will die Umsicht der Männer gern anerkennen, die diese schwierigen Wege zu gehen gewußt haben. Aber auf diesen Wegen heißt es weiter fortzuschreiten und sich nicht vom Ziel ablenken zu lassen. Dieses ist und bleibt der parlamentarische Volksstaat.

LUDWIG QUESSEL · DER AUFBAU DES NEUEN RUSSLANDS

SO unvollständig und widerspruchsvoll auch die Nachrichten sind, die uns aus Rußland zugehen, so lassen sie doch hinreichend deutlich erkennen, daß die revolutionäre Bewegung, je weiter sie fortschreitet, national, politisch und sozial, immer mehr einen ausgesprochen sozialistischen Charakter erhält. Mit Befremden wird die bürgerliche Welt gewahr, daß die sozialen Strömungen in Rußland »den Kurs geradeswegs auf Errichtung eines kommunistischen Gemeinwesens und Abschaffung des Kapitalismus« nehmen, während in den Kreisen der deutschen Sozialdemokratie man sich längst nicht hinreichend klar darüber ist, daß die Revolution im Osten in das überlieferte Schema des Westens sich nicht hineinzwängen läßt, daß sich auf russischem Boden etwas ganz Neues, in der Geschichte noch nie Dagewesenes abspielt, demgegenüber alle historischen Analogieen versagen müssen.

Um vor der Anwendung unzutreffender Analogieen auf den Osten zu warnen, möchten wir hier kurz auf die Schemata hinweisen, die die bürgerliche und die sozialistische Staatslehre über den Verlauf siegreicher Revolutionen, das heißt solcher, die ohne großen Widerstand zu finden, sich nach eigenen, immanenten Gesetzen vollziehen können, aufgestellt haben. Nach der bürgerlichen Staatslehre gestaltet sich der schematische Verlauf siegreicher Revolutionen wie folgt:

»Zunächst erhält diejenige Strömung die Oberhand, welche den revolutionären Impuls gegeben und durch die Revolution die bestehende Ordnung gestürzt hat. Sie wird aber mit innerer Notwendigkeit durch immer extremere Richtungen abgelöst, die die besitzlosen Klassen und ihre Führer auf Kosten der Besitzenden zur Herrschaft bringen. . . In diesem Kampfe gewinnen allerdings regelmäßig die Besitzenden, sobald sie sich aus ihrer Betäubung aufraffen, schließlich den Sieg. Aber sie sind selbst einer Herrschaft müde, bei der sie jeden Augenblick wieder in ihrer wirtschaftlichen und persönlichen Existenz bedroht werden. Sicherheit der Person und des Eigentums steht der Masse der Besitzenden höher als jedes politische Recht. Die von krankhaften Zuckungen gequälte Gesellschaft sehnt sich nach Ruhe um jeden Preis, um nach der einseitigen politischen Expansion wieder einmal ungestört der wirtschaftlichen Entwicklung zu leben. Dies ist die Stelle für die demokratische Tyrannis und ihren Träger, den mit Freuden empfangenen Retter der Gesellschaft. . . Die demokratische Tyrannis entsteht zunächst als rein historische Tatsache, indem der Retter der Gesellschaft, gestützt auf das Heer, sich in den Besitz der Staatsgewalt setzt. Diese einfache Tatsache der nackten Gewalt genügt aber dem neuen Herrscher nicht. Er fühlt das Bedürfnis . . . seine Gewalt auf irgendeinen Rechtstitel zu stützen. Diesen vermag ihm . . . nur die souveräne Gesellschaft vermöge des allgemeinen Stimmrechts zu geben. . . Das Ergebnis der Abstimmung ist nie zweifelhaft. Von einer imposanten Majorität der Nation erkoren, steigt der Usurpator aus der Wahlurne hervor. Als *Erwählter der Nation* vereint er jetzt die ganze Macht der an das Volk zurückgefallenen Staatsgewalt in seiner Person und behauptet sie vermöge des ihm ergebenden Heeres. . . Wie [bei der demokratischen Tyrannis] der Parlamentarismus nur ein Scheindasein führt, so auch die parlamentarischen Ministerien. Die freie Tätigkeit beider ist nichts anderes als die Freiheit der Maus, die zwischen den Pfoten der Katze umherlaufen darf. . . Sobald

die krankhaft zerrüttete Gesellschaft wieder zur Ruhe und zum Bewußtsein ihrer selbst gelangt ist, fällt die Tyrannis in sich selbst zusammen.«¹⁾

Es läßt sich nicht bestreiten, daß die bürgerliche Staatslehre, rein äußerlich betrachtet, in obigem Schema den typischen Verlauf der westlichen Revolutionen annähernd richtig geschildert hat. Aber sie verschweigt, daß parallel mit der geschilderten politischen Entwicklung (1. Stadium: Herrschaft der besitzlosen Klassen, 2. Stadium: Sieg der besitzenden Schichten, 3. Stadium: Diktatur des militärischen Oberbefehlshabers) eine soziale Umwälzung geht, die die Grundlagen der Gesellschaft umwandelt, so daß nach dem Zusammenbruch der demokratischen Tyrannis die nun neu entstehende Staatsgewalt die politische Verkörperung eines neuen sozialen Zustandes ist, den die Revolution geschaffen hat. Die historische Mission der demokratischen Tyrannis ist nicht das Alte wieder herzustellen sondern das Neue, das im Sturm und Wetter der Revolution geboren wurde, zu stabilisieren und zu legalisieren. Die demokratische Tyrannis ist daher nicht etwa reaktionär, sondern sie führt die revolutionäre Entwicklung lediglich auf dem Punkt zurück, wo die sozialen Neugestaltungen die Gewähr der Dauerhaftigkeit in sich tragen. So hat Napoléon I., nachdem die Revolution den feudalen Boden in Stücke geschlagen, die grundbesitzlosen Teilpächter in grundbesitzende Bauern verwandelt und alle Standesvorrechte kassiert hatte, diesen Zustand unter Ablehnung weitergehender Ansprüche durch seine demokratische Tyrannis, die oft und gern ihre Maßnahmen allgemeinen Volksabstimmungen unterwarf, mittels einer genialen Gesetzgebung (Code Napoléon) legalisiert und damit die bürgerliche Gesellschaft, die durch Zerstörung der überlebten feudalen Institutionen zur politischen Geltung gekommen war, in den Sattel gehoben. Auf diese, den äußeren Erscheinungen zugrunde liegenden sozialen Umgestaltungen legt die sozialistische Staatslehre das Hauptgewicht. Sie stellt daher für den Verlauf siegreicher Revolutionen folgendes Schema auf:

»Geht eine [revolutionäre] Bewegung über ihr Ziel hinaus, das heißt erreicht sie mehr als sie . . . erreichen soll und, setzen wir hinzu, erreichen darf, so folgen die Rückschläge. Mit anderen Worten: Eine ihrem innern Wesen nach selbst wieder auf Klassenherrschaft abzielende Bewegung darf nicht weiter gehen als sie die Unterstützung der maßgebenden Interessierten findet. Scheinbar ist bis jetzt jeder Revolution eine Reaktion gefolgt, in Wahrheit wurde die Bewegung stets auf ihren natürlichen Schwer- und Ruhepunkt zurückgeführt, weil sie darüber hinausging. . . Rückschläge werden nun notwendig in jeder Bewegung kommen, die selbst wieder auf Klassenherrschaft, wenn auch sich selbst unbewußt, hinausläuft. Ein solcher Rückschlag kann erst dann unterbleiben, wenn eine Bewegung siegt, die in ihrem Wesen und Prinzip die Aufhebung aller Klassenherrschaft bedingt und daher alle Formen sozialer und politischer Herrschaft aufheben muß. Bisher waren alle Bewegungen, die ihr Ziel erreichten, Bewegungen der ersten Art, und so begreift sich von vornherein, daß auch die Bewegung, die gegen Mitte des vorigen [18.] Jahrhunderts in Frankreich begann und im letzten Jahrzehnt des [18.] Jahrhunderts zur Entscheidung kam, diesem Schicksal aller bisherigen großen Volksbewegungen nicht entgehen konnte. . . Die Interessen des Großbürgertums mußten, weil sie die entscheidenden waren, die Oberhand behalten; aber aus Furcht vor neuen inneren Gegensätzen und Kämpfen warf sich dieses der Militärdiktatur des Konsulats und des Kaiserreichs in die Arme, um sich, das heißt die neue Gesellschaft, zur Ruhe und zum Genuß des Errungenen kommen zu lassen.«²⁾

Was den äußern Verlauf siegreicher Revolutionen betrifft, so weicht das Schema der sozialistischen Staatslehre von dem Schema der bürgerlichen

¹⁾ Siehe Bornhak Allgemeine Staatslehre /Berlin 1896/, Seite 63 ff.

²⁾ Siehe Bebel Charles Fourier /Stuttgart 1888/. Seite 8 ff.

nicht sehr weit ab. Der Unterschied zwischen beiden liegt in der Bewertung der sozialen Umgestaltungen, die den politischen Veränderungen zugrunde liegen, und weiter darin, daß die sozialistische Staatslehre die Geltung ihres Schemas auf Revolutionen beschränkt, die ihrem ganzen Wesen nach bürgerlich sind, und die deshalb in ihren Zielen auch nicht über eine das Privateigentum an den Produktionsmitteln sichernde Ordnung hinausgehen können. Eine Revolution solcher Art ist nun aber, wie die bürgerliche Presse sofort erkannt hat, die russische Umwälzung nicht, weil deren Wesen gerade darin liegt das Privateigentum an den Produktionsmitteln zu beseitigen, weil sie in der Tat »den Kurs geradeswegs auf Errichtung eines kommunistischen Gemeinwesens« nimmt.

In der Parteipresse schenkt man nun den sozialistischen Zielen der russischen Revolution hauptsächlich deshalb so geringe Beachtung, weil man Rußland als für den Sozialismus noch nicht reif ansieht und deshalb der Meinung ist, daß alle auf Verwirklichung des Sozialismus gerichteten Bestrebungen der russischen Revolutionäre zum Scheitern verurteilt seien. Von dieser durchaus irrigen Anschauung, die der ökonomischen Eigenart des Ostens nicht Rechnung trägt, wird die deutsche Sozialdemokratie freilich abkommen müssen, wenn sie die Dinge, die sich in Rußland abspielen, richtig verstehen will.

Zunächst muß immer wieder daran erinnert werden, daß das wichtigste Produktionsmittel des Ostens, von dem 80 bis 90 % der Bevölkerung unmittelbar abhängig sind, der land- und forstwirtschaftlich genutzte Boden ist. Der Reichtum Rußlands besteht aus einem Ozean von Äckern und Wäldern, aus dem hier und da kleine industrielle Inseln auftauchen, die kaum 10 bis 20 % der Bevölkerung Existenzmöglichkeit bieten. Die Äcker und Wälder sind aber in Rußland immer nur zu einem kleinern Teil Privateigentum gewesen. Das öffentlichrechtliche Grundeigentum hatte vor dem privatrechtlichen immer einen weiten Vorsprung voraus. Die Stolypinsche Agrarreform, die diesen Zustand umkehren wollte, blieb in den Anfängen stecken, und ihre Ergebnisse sind durch die Revolution annulliert worden.

Die Agrarbesitzverhältnisse Rußlands sind kürzlich hier dargestellt worden.²⁾ Zum Verständnis des Ganzen sei das Wesentliche noch einmal in die Erinnerung gebracht. Das öffentlichrechtliche Grundeigentum, das für den sozialen Zustand Rußlands vor der Revolution charakteristisch war, umfaßte 3 Kategorien: 1. Staatsland, 2. Stadtgemeinden- und Kirchenland, 3. Dorfgemeindenland. Im Gegensatz zur Bauernschaft West- und Mitteleuropas war der russische Bauer bis zur Stolypinschen Agrarreform nur ganz ausnahmsweise Eigentümer der Äcker, die er bewirtschaftete. Sie gehörten teils der Dorfgemeinde, deren Angehöriger er war, teils dem Gutsbesitzer, von dem er sie gepachtet hatte. Für die Äcker, die er von der Dorfgemeinde zur Nutzung zugewiesen erhalten hatte, brauchte er keine Pacht zu zahlen; denn das Ackerland der Dorfgemeinde war kommunistischer Besitz der Bauernfamilien. Jede von ihnen hatte ein Anrecht an einen Anteil, der im Prinzip in der Größe der Anzahl der erwachsenen männlichen Familienangehörigen entsprechen sollte. Dieser kommunistische Landbesitz der rus-

²⁾ Siehe Quessel *Rußlands agrarsozialistische Mission, in den Sozialistischen Monatsheften, 1917 III, Seite 1036 ff.*

nischen Dorfgemeinden hat sich von der Bauernbefreiung bis zur Gegenwart erhalten. Der rein persönliche Besitz, der dem westeuropäischen entsprechen und der die Auflösung der Gemeinde in lauter selbständige Landwirte herbeiführen würde, die jeder für sich ohne Beeinflussung von außen ihr Land bearbeiten, hat sich von selbst in Rußland nicht entwickelt. Der auf seiner eigenen, erb- und eigentümlichen Scholle sitzende Bauer, das Rückgrat der deutschen Landwirtschaft, ist in Rußland mit wenigen Ausnahmen eine unbekannte Erscheinung geblieben.⁴⁾ Der *antikollektivistische Bauernschädel* ist daher in Rußland niemals ein Faktor der Politik gewesen. Im Gegenteil. Der russische Liberalismus hat es immer schmerzlich empfunden, daß er den *antiindividualistischen Bauernschädel*, der sich ihm in den agrarkommunistischen Dörfern Groß- und Kleinrußlands entgegenstellte, nicht überwinden konnte, daß der russische Bauer zäh an seinem Ideal der *schwarzen Umteilung* festhielt, wonach auch der Grundbesitz der privaten Gutsbesitzer den Dorfgemeinden unentgeltlich zur kommunistischen Nutzung übergeben werden sollte.

Über das Verhältnis des öffentlichrechtlichen zum privatrechtlichen Grundbesitz bietet uns die russische Agrarstatistik ausreichende Angaben, die jedoch nur den Wert sachkundiger Schätzungen haben. Läßt man Polen, die Ostseeprovinzen, Finnland und den Kaukasus mit ihren besonderen Verhältnissen außer Betracht, so stellt sich im übrigen Rußland das öffentlichrechtliche Grundeigentum von Äckern, Wiesen, Weiden und Wäldern zum privatrechtlichen wie folgt:

Öffentlichrechtliches Grundeigentum		Privatrechtliches Grundeigentum	
Art	Flächeninhalt Hektar	Art	Flächeninhalt Hektar
Staats- und Apanageland	172 300 000	Gutsbesitzerland	99 600 000
Stadtgemeinden und Kirchenland	9 400 000		
Bauernland	145 300 000		
zusammen	327 000 000	zusammen	99 600 000

Auch wenn man den Grundbesitz der deutschen Kolonisten zum Gutsbesitzerland hinzuzählt, hat das private Grundeigentum immer nur den vierten Teil der land- und forstwirtschaftlich genutzten Fläche eingenommen. 75 % dieser Fläche waren öffentlichrechtliches Eigentum. Eine Ware, die nach Gutdünken ihres Besitzers verkauft und verpfändet werden konnte, war nur das Gutsbesitzerland. Alles andere war Eigentum des Staats, der Gemeinden und Kirchen und trug als solches einen staats- respektive municipal-sozialistischen Charakter. Wenn die russische Revolution sich jetzt anschickt den gesamten land- und forstwirtschaftlich genutzten Boden zu enteignen, so dürfen wir bei Beurteilung dieser Maßnahme nie vergessen, daß im eigentlichen Rußland bäuerliche Grundbesitzer, die zu enteignen wären, nicht vorhanden sind, daß die Enteignung sich nur auf das Gutsbesitzerland erstrecken kann, da aller übrige Grundbesitz schon vorher öffentlichrechtlicher Natur war. Es ist auch falsch die Sachlage so anzusehen, als ob die Enteignung des Gutsbesitzerlandes nur von den Bolschewisten verlangt wird. Nicht sie, sondern die Sozialrevolutionäre und Trudowiki waren die Vorkämpfer der *schwarzen Umteilung*, die Sozialdemokraten (Menschewiki und

⁴⁾ Siehe Preyer Die russische Agrarreform / Bonn 1914, Seite 43.

Bolschewiki) haben sich erst später zu ihr bekannt. Zu beachten ist ferner, daß auch die Kadetten nicht grundsätzliche Gegner dieser Umteilung sind sondern nur jener Form, die die Gutsbesitzer ohne Entschädigung expropriieren will. Angesichts des Umstandes, daß alle sozialistischen Parteien der kommenden Reichsduma für die Umteilung sind, kann kein Zweifel daran bestehen, daß im Osten das weitaus wichtigste Produktionsmittel, der land- und forstwirtschaftlich genutzte Boden, nicht mehr lange eine Ware sein wird, und daß das neue Rußland auf agrarsozialistischer Grundlage aufgebaut werden wird. Allerdings nur so weit, als das Besitzrecht am Boden in Frage kommt. Der landwirtschaftliche Betrieb dagegen wird vorherrschend einen von genossenschaftlichem Geist stark erfüllten bäuerlichen Charakter behalten. Denn die Idee den Boden im sozialistischen Großbetrieb zu bewirtschaften ist offenbar selbst von den Bolschewisten aufgegeben worden.

Wenden wir uns nun der Sphäre der Industrie zu, so ist festzustellen, daß in keinem Land Europas die Entwicklung der Verstaatlichung der Produktionsmittel so sehr vorgearbeitet hat wie gerade in Rußland. Es ist allerdings wahr, daß in diesem riesigen Agrarland die Industrie nur eine bescheidene Rolle spielt. Wo aber aus dem Ozean der Äcker und Wälder industrielle Inseln auftauchen, wie bei Moskau, im Tal des Dnjepr, bei Kriwoj-Rog, am Donetz und im Ural, weisen sie Produktionsmittel von einer Riesenhaftigkeit auf, wie sie in Westeuropa nur selten zu finden sind. Das kommt daher, daß in Rußland der industrielle Großbetrieb sich nicht wie in Westeuropa aus dem Mittelbetrieb heraus entwickelt hat sondern vom ausländischen Kapital als Riesenschöpfung westlicher Ingenieurkunst fertig auf russischen Boden verpflanzt worden ist. Nirgends hat moderne Technik solche Wunder verrichten können wie in Rußland. Hier konnte sich die technische Idee frei entfalten, weil keine Rücksicht auf schon bestehende Fabrikationsanlagen zu nehmen war. Energie und Beharrlichkeit westlicher Ingenieure hat im Osten auf Steppen und Wästen, wo man nicht nur Brunnen bohren sondern das so gewonnene Wasser, um es trinkbar zu machen, auch noch chemisch reinigen mußte, ganze Städte aus dem Nichts entstehen lassen.⁵⁾ Ein Westeuropäer kann sich nur schwer eine zutreffende Vorstellung von dem Umfang der Fabriken machen, denen man in Rußland begegnet. Es sei daher hier die Schilderung eines Nationalökonomem angeführt, der die russische Industrie an Ort und Stelle genau studiert hat:

«Einsam, inmitten der monotonen Linien unbegrenzten Waldes erheben sich diese Großbetriebe als stadtähnliche Anlagen von 10- bis 20 000 und mehr Einwohnern. In der Mitte allbeherrschend stehen die Fabrikgebäude. . . Weiter . . . daneben riesige Magazine für den Rohstoff, der in Massen vorrätig gehalten werden muß, ferner die zahlreichen, der Maschinenfabrikation dienenden (Neben-) Betriebe, so die Eisen- und Kupfergießerei, die Tischlerei, die Drechslerei usw. Etwas abseits finden wir zierliche, villenähnliche Häuser für die Angestellten. . . Daneben erheben sich die mehrstöckigen, aus Stein gebauten Arbeiterkaserne, welche 6000 Arbeiter beherbergen. Hieran schließen sich wieder eine Menge einzelner Betriebe: die Fabrikläden, denen die Arbeiter ihre Bedürfnisse entnehmen, die Bäckerei, ein Schlachthaus, ein Krankenhaus mit 3 Ärzten und 6 Heilgehilfen, eine geburtshilfliche Anstalt mit 3 Ärzten und 3 Hebammen, Leichenhallen, Bäder, 2 Kirchen mit Geistlichen, eine Feuerwehr, eine Schule mit 15 Lehrern und Lehrerinnen usw. Im England würden diese Unternehmungen allein sich in der Hand von mindestens 20 bis 30 getrennten Personen befinden. . . Alles dieses befindet sich in der Hand

⁵⁾ Tsché Tars La Russie et ses richesses (Paris 1912), Seite 161.

eines Mannes. . . 20 000 Personen werden von ihm beschäftigt. . . Dabei ist der geschilderte Betrieb. (Spinnerei mit über 100 000 Spindeln und Weberei mit 2100 Webstühlen) noch nicht der größte dieser Art in Wladimir.⁴⁾

Wie man aus dieser Schilderung ersehen kann, hätte es keinen Sinn für den russischen Sozialismus auf eine weitere Konzentration in der Sphäre der Industrie zu warten. Wo Industrie im Osten vorhanden ist, hat sie auch zu meist das Maximum der Konzentration erreicht. Da keiner dieser Riesenbetriebe für den Weltmarkt arbeitet, sondern alle für den innern Markt, so kann die Schwierigkeit des Absatzes der Produkte auch kein ausschlaggebendes Argument gegen ihre Verstaatlichung sein. Anders als in der Sphäre der Agrikultur können hier nicht nur die Produktionsmittel zum Eigentum der Gemeinschaft gemacht, sondern kann auch der Betrieb selbst vom Staat nach öffentlichrechtlichen Grundsätzen geführt werden. Es spricht daher viel dafür, daß das neue Rußland sich auch in seiner Großindustrie auf sozialistischer Grundlage aufbauen wird, obwohl hierin die Einmütigkeit der sozialistischen Parteien vielleicht nicht so groß ist wie bei der Frage der Enteignung des privaten Großgrundbesitzes.

Aber nicht nur sozial, auch national wird sich der Aufbau des neuen Rußlands nach Prinzipien vollziehen, die etwas ganz Neues in der Weltgeschichte darstellen. Die bürgerlichen Revolutionen haben den nationalen Minderheiten meist Steine statt Brot geboten. Der Osten macht ernst mit dem Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts der Nationen. Das neue Rußland wird sich eine nationalförderative Verfassung geben, weil auch in dieser Frage die Bolschewisten nur das zur Ausführung bringen können, was die anderen sozialistischen Parteien bereits proklamiert hatten: Konstituierung der einzelnen Nationen, die zusammenhängend ein bestimmtes Territorium bewohnen, als Einzelstaaten der russischen Bundesrepublik, wobei die Einzelstaaten verpflichtet werden innerhalb ihrer Grenzen den nationalen Minderheiten nationalkulturelle Autonomie zu gewähren.

So sehr nun auch viele Ereignisse der letzten Wochen dagegen zu sprechen scheinen, daß das neue Rußland auch ein freies sein wird, so kann doch nicht im Ernst daran gezweifelt werden, daß die zurzeit bestehende bolschewistische Diktatur nur ein vorübergehender Zustand sein kann, der bald durch ein geordnetes demokratisches Regime (das, demokratischer als alle bisherigen Demokratien, auch den Frauen ihr volles Recht gibt) ersetzt werden wird. Wenn die gegenwärtigen Verhältnisse gegen diese Auffassung zu sprechen scheinen, sei daran erinnert, daß es in der Weltgeschichte überall laut hergegangen ist, wo große Dinge im Werden waren. Ohne heftige Geburtswehen kann neues Leben nicht entstehen. Wie 1789 für Frankreich (und Westeuropa überhaupt), so hat 1917 für Rußland einen neuen Zustand geschaffen, der sich nur im Sturm und Drang ausleben kann. Wer aber wollte leugnen, daß allem, was in Rußland geschieht, so bizarr und abstoßend uns auch viele Einzelheiten anmuten mögen, doch schließlich immer die großen Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zugrunde liegen, die nach langem Schlaf zu neuem Leben erweckt und neuen, tieferen Inhalt gegeben zu haben das unsterbliche Verdienst des Rußlands von 1917 sein wird?

⁴⁾ Siehe von Schulse-Gaevernitz Volkswirtschaftliche Studien aus Rußland /Leipzig 1899/, Seite 261.

MAX SCHIPPEL · KONSUMENTENSTANDPUNKT UND ARBEITERORGANISATIONEN

IN mancher Beziehung waren die letzten Jahre wenig geeignet den Arbeitern ihr Interesse an dem Stand und der Entwicklung der heimischen (nationalen) Produktion lebhafter zum Bewußtsein zu bringen. Schon längere Zeit vor dem Krieg rief das rasche, mitunter fast plötzliche Wiederanziehen der Lebensmittelpreise, nach nahezu einem Menschenalter der erst vernichtend schweren, dann leichtern internationalen Agrarkrisis und nach einer Übergangszeit der mehr allmählichen Preiserholung, von neuem das Konsumentengefühl und die spottleicht zu entfesselnde Konsumentenerregung wach, die zu abgeklärt ruhigem Urteil über die Produktionsnotwendigkeiten und über die unlösbaren Zusammenhänge zwischen mehr oder weniger günstiger Produktionsbewegung und entsprechender Arbeiterklassenentfaltung naturgemäß wenig fähig ist, die um so mehr jedoch zu einseitigen Übertreibungen vorübergehender Teilerfahrungen und oft noch vergänglicherer praktischer Tagesforderungen neigt. Mit dem Hereinbruch des Krieges breiteten sich vollends mehr und mehr, vor allem auf dem Ernährungsgebiet, Ausnahmeverhältnisse aus, die einen besondern Schutz des Konsumenten unbedingt nötig machten und die wiederum allen sattsam bekannten Einseitigkeiten einer auf bestimmte Mißstände und Beschwerden zugespitzten, vor blindem Eifer nichts anderes mehr sehenden Tagesagitation abermals Oberwasser verschafften.

Andrerseits hat gerade der Krieg die unausbleibliche Gegenströmung nicht unbeträchtlich verstärkt. Gar mancher Sozialist ging in unverdaulichem Marxismus noch immer seelenruhig davon aus: solange nicht unter Aufhebung jeder Klassenscheidung die heimische (nationale) und internationale Produktion durch die vereinigten Arbeiter des eigenen Landes und aller Länder übernommen sei, beständen zwischen der *Produktion* (heute zunächst verkörpert in den *Produktionsleitern*, den *Monopolisten* der Produktionsmittel, den *Produzenten* im engeren Sinn) und den Arbeitern nur Gegensätze und noch keinerlei Richtung irgendwelche solidarischen Zusammenhänge. In der Zeit des Rohstoffmangels, der notgedrungenen Produktionsstockung und der selbstauferlegten Produktionscinschränkung sind diese irrenden Ritter des mißverstandenen Klassenkampfes und Klassenzusammenbruchs allesamt bitter an die nationale Zusammengehörigkeit und Untrennbarkeit auch im Wirtschaftsleben, an den alles überragenden Vorrang der heimischen (nationalen) Produktionserhaltung und des heimischen (nationalen) Produktionsumfanges gemahnt worden. Berufliche Arbeiterorganisationen haben mit den Unternehmerverbänden in der Fürsorge für das möglichste Gedeihen *ihres Gewerbes* gewetteifert, weil sie mit Recht darin die ausschlaggebende Grundlage aller vorläufig erreichbaren Lohn- und Einkommensgestaltungen und damit auch der Lebenshaltung, also der *Konsumhöhe* im Bereich ihres heutigen Wirkungskreises erblickten. Wäre nicht die Landwirtschaft, der gegenüber gerade die hemmungslosesten Umlerner nach wie vor, gleichsam zur eigenen Selbstbeschwichtigung, mit Vorliebe daran festhielten, daß deren *Produktionsinteressen* im Grunde doch lediglich die arbeiterfeindlichen Interessen der junkerlichen und agrarischen *Bodenmonopolisten* seien, so könnte man

von ringsum sich häufenden Anzeichen eines allgemeinen Meinungsumschwunges sprechen.

Den Lesern der Sozialistischen Monatshefte ist dies aus den hierher gehörigen, oft geradezu programmatischen Äußerungen von Arons, Döblin, Kaliski, Kolb, Kranold, Kloth, Legien, Leipart, August Müller, Arthur Schulz, Severing, Winnig und anderen bekannt. Deshalb sei heute von Erörterungen grundsätzlicher Art abgesehen und nur darauf hingewiesen, wie vor allem die gewerkschaftliche Praxis (zunächst nur versuchsweise tastend und ohne jeden theoretischen Beigeschmack, unmittelbar aus dem Zwang der momentan gegebenen Verhältnisse heraus, zuweilen aber auch bereits mit einem durchdachtem Erfahrungsniederschlag, einer wirklichen Theorie geistig ausgerüstet) seit jeher immer wieder den bloßen Konsumentenstandpunkt zu verlassen und unter Umständen zu bekämpfen genötigt war.



ORHER jedoch eine kurze Wesenskennzeichnung dieses Konsumentenstandpunkts, dem in der liberal-manchesterlichen Wirtschaftslehre und Wirtschaftspolitik von Anbeginn bis zur Gegenwart stets eine so durchschlagende Bedeutung zugemessen wurde.

Weil der verfallende alte Merkantilismus vielfach, ohne noch in früherer Weise bestimmten, eine höhere ökonomische Stufe darstellenden Produktionen wirklich zu nützen, den Bezug von Rohstoffen und sonstigen Waren verteuerte, erschien alles aufgeklärtere, in Wahrheit wirtschaftliche Gebaren mit dem jederzeit billigsten Einkauf zusammenzufallen. Im internationalen und heimischen (nationalen) Handel war der einfache maßgebende Gesichtspunkt damit gegeben: keine Sperre und Hemmung mehr gegen den allein allgemeinnützlichen billigsten Bezug. Nicht anders jedoch auf dem Gebiet der Produktion, wo nach kaum noch anzufechtender Überzeugung alte zünftige und sonstige Gewerbeschränken nur noch naturwidrige Ablenkungen von der zweckmäßigsten Produktionsgestaltung, verschrobene Abirrungen von den leistungsfähigsten Kapitals- und Arbeitsverwendungen nach sich zogen. Den technisch und sozial gebotenen Fortschritten der Produktion seien deshalb, folgerte man, gleichfalls keinerlei Hindernisse mehr in den Weg zu legen: jede fortgeschrittene Warenerzeugung legitimiere sich in der Tat nicht durch behördliche Anerkennung und Förderung, sondern einfach durch die Billigkeit ihrer Erzeugnisse. Je billiger das Produkt, desto moderner und höher die Produktion. Das Drängen auf Billigkeit schein zwar zunächst bloß das Konsumenteninteresse zu sein, also bloß die eine Seite des in Wirklichkeit verwickeltern Wirtschaftslebens. Aber infolge der erwähnten Wechselwirkung deckte sich dieses Billigkeitsverlangen zuletzt dennoch stets mit dem natürlichen, auf die Dauer allein haltbaren allgemeinen Aufschwung von Handel und Produktion. Man gebe dem lange Zeit unterdrückten und vernachlässigten Konsumenten endlich politisch und wirtschaftlich freie Bahn, man lasse die Billigkeit allein über Wert oder Unwert, über Zeitgemäßheit oder Verrottetheit entscheiden, und sowohl der Verkehr mit dem Ausland wie die Produktion daheim werden, frei von allen Mißbildungen, in steter freier Beweglichkeit beständig und überall die vorteilhaftesten Richtungen einschlagen. Man erhebe den Konsumenten mit seiner Billigkeitsrichtschnur zum unumschränkten Schiedsrichter und Herrscher in allen wirtschaftlichen Urteilen und Durchführungen, und man wird aller wei-

teren Wirtschaftsorgen enthoben sein, die dem alten Polizei- und Wohlfahrtsstaat das Leben sauer machten, ohne der Mehrheit des Volkes die geringsten Vorteile neben sozialen Nachteilen und Lasten zu bringen.



NDEN, die Gewerkschaftspraxis hat diesen obersten Schiedsrichter und Herrscher recht häufig in die zweite und dritte Reihe zurückgedrängt gerade gegenüber dem unmittelbaren Produktionsinteresse, das bei näherem Zusehen eben durchaus nicht immer mit dem Konsumenten-, dem Billigkeitsinteresse glattweg zusammenfiel.

Der bekannteste, bisher wohl am häufigsten wiederkehrende Fall betrifft die Heimarbeit. Die Arbeiter, als soziale Klasse und als Anteilnehmer an der Produktionsgestaltung und Produktionsentwicklung, vermögen die Heimarbeit, auch wo sie durch Billigkeit hervorrage und den reinen Konsumenten bestechend anlockt, in keiner Weise als fortgeschrittenste Warenerzeugung anzuerkennen. Im Gegenteil. »Seht nicht ausschließlich auf die Billigkeit der Sachen!«, hieß es schon 1907 in einem Ende März verbreiteten Flugblatt der Berliner Schneider gegen die Heimarbeit, unter Namhaftmachung der hauptsächlich durch Heimarbeit billigen Berliner Konfektions- und Warenhäuser:

»Diese Firmen sind beim Einkauf von Kleidungsstücken streng zu meiden! Arbeiter-Parteigenossen! Seht nicht ausschließlich auf die Billigkeit der Sachen! Ihr selbst tretet ein für höhere Löhne, kürzere Arbeitszeit, kauft darum nicht noch mit Vorliebe Kleidungsstücke, deren Billigkeit vornehmlich auf den äußerst niedrigen Anfertigungslöhnen beruht! . . . Ein Produktionssystem, das so fluchwürdige Zustände zeitigt, wie sie uns in der Heimarbeit entgegenreten, verdient die schärfste Bekämpfung aller Rechtliehdenkenden, und wenn die Konfektionshäuser, die dazu in der Lage sind, sich weigern Betriebswerkstätten mit geregelter Arbeitszeit und annehmbaren Zeitlöhnen einzuführen, dann müssen sie durch ihre Kundschaft, zu der die Arbeiter den bedeutendsten Teil stellen, dazu gezwungen werden. Meidet daher streng die boykottierten Geschäfte! Hoch die Solidarität der Arbeiterschaft!«

Oft regeln sich in der Hausindustrie die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit nicht durch Dienst- sondern durch Werk- und Kaufverträge. Der Arbeitsverdienst (die Entlohnung im weitem Sinn) spricht sich deshalb sofort in einem Sachpreis, im Preis der vereinbarten Sachherstellung oder Sachveränderung oder des verkauften vollkommen selbständigen Erzeugnisses aus, und hier ist dem beteiligten Gewerkschafter deshalb oft von vornherein gar nichts anderes übriggeblieben als die schrankenlose Billigkeit des Erzeugnisses in der Gegenwart nach Kräften zu bekämpfen und für die Zukunft nach Kräften zu verhindern. So verteuerte beispielsweise, abermals mit vollstem Recht, die Holzarbeiterorganisation im Dezember 1910 die Etuis für die Griffel zu den Schiefertafeln, die sogenannten Griffelkasten, die in Steinach, einem Flecken Sachsen-Meiningsens, in typischer Heimarbeit hergestellt wurden; und das Konsumentenprinzip zu verfechten überließ man hier ruhig den Gegenfüßlern der Arbeiter, in diesem Fall der Händlerklasse:

»Die Griffelkastenmacher sind unabhängige Arbeiter, das heißt, sie beziehen das Rohmaterial nicht vom Händler. . . Das fertige Produkt wird dem Händler angeboten, und dieser wendet dann öfters den bekannten Trick an zu erklären, daß er augenblicklich keinen Bedarf habe. Aus Mitleid mit der Not des armen Heimarbeiters will er ja schließlich die Ware abnehmen, aber nur, wenn sie billiger abgegeben wird. Unterwühlt wird der Versuch des Preisdruckes noch durch den Hän-

weis, daß der oder jener Kollege ja ohnehin schon billiger liefere. . . Schließlich wird der schlaue Händler, der sich noch ein wenig ziert, himmelhoch gebeten nur ja die Ware abzunehmen. Er läßt sich auch endlich erweichen und — freut sich des billigen Einkaufs. Daß damit die Not der Heimarbeiter weiter gesteigert wird, macht ihm weiter keine Skrupel. . . Hier gilt es zunächst das Solidaritätsgefühl der Heimarbeiter zu wecken. Sie müssen zusammengebracht werden, damit sie sich über ihre Verhältnisse aussprechen und Vertrauen zu einander gewinnen, um zunächst einmal das gemeinschädliche Unterbieten zu unterlassen. Das haben nun erfreulicherweise die Steinacher Griffelkastenmacher erkannt. . . Es wurde ein Gegenseitigkeitsvertrag abgeschlossen, durch welchen sich die Teilnehmer bei Strafe verpflichten nicht billiger zu liefern, als in dem vereinbarten Preiskurant vermerkt ist. Das originale Schriftstück hat folgenden Wortlaut:

»VERTRAG

Zwischen den unterzeichneten Personen wird heute nachstehender Vertrag abgeschlossen:

1. Unterzeichnete erkennen hiermit an, daß sie sich unter einander verpflichtet haben den beigefügten Preiskurant für Holzetais in allen seinen Teilen innezuhalten.
2. Sollte einem der Unterzeichner nachgewiesen werden, daß er billiger als im Preiskurant vermerkt an irgendeine Person Waren liefert oder geliefert hat, der soll im ersten Falle eine Strafe von 50 Mark, in jedem weiteren Falle eine solche von 75 Mark an Herrn X. zahlen. . .

Gleichzeitig mit diesem Vertragsabschluß wurden die Preise pro Gros um 20 Pfennig erhöht.«¹⁾

Ähnliche Vorgänge ließen sich, unter anderen, aus den Kreisen der Glasarbeiter (Herstellung von Thermometern, von wissenschaftlichen und ärztlichen Hilfsinstrumenten), der Metallarbeiter (Feingoldschlägerei) berichten.

Ein anderes, vielen Berufen gemeinsames Betätigungsfeld ist in dieser Beziehung das *Submissionswesen*. Nur tritt bei öffentlichen Verdingungen, in Gemeinde, Staat und Reich, jedesmal an Stelle des gewöhnlichen individuellen letzten Konsumenten die Gesamtheit der Steuerzahler, zunächst verkörpert in den verwaltenden Behörden oder den gewählten Vertretungskörperschaften. Daß man auf deren Seite mehr und mehr davon absehen lernte um der augenblicklichen Preisersparnis willen die Beschaffenheit und dauernde Geeignetheit der Lieferungen und Arbeiten hintanzusetzen, berührt uns hier natürlich nicht. Insoweit wäre nur an Stelle eines kurzsichtigeren Verbrauchers ein aufgeklärterer, weiterblickender Konsument gerückt; aber ein wirkliches Verlassen des Konsumentenstandpunkts selber würde erst beginnen bei einer Nichtentscheidung für das verhältnismäßig billigere Angebot bei relativ gleicher Güte und Verwendbarkeit der in Vergleich stehenden Leistungen. Dagegen wären hierher die immer zahlreicheren Fälle zu rechnen, wo zur Wahrung von Produktionsinteressen (seien diese rein objektiver Art, seien es die in gewissem Sinn stets *persönlichen* Interessen der an der Produktion beteiligten Unternehmer und Arbeiter) die ausschließlichen Kostenrücksichten bewußt in den Hintergrund zurückgedrängt werden. Für die Arbeiter kommt dabei bekanntlich hauptsächlich die Sicherung der Tariflöhne, geregelter und kürzerer Arbeitszeit und aller sonstigen menschenwürdigeren Arbeitsbedingungen in Betracht; eine Sicherung, die selbstverständlich immer wieder, verglichen mit der andernfalls erzielbaren billigsten Befriedigung des öffentlichen Bedarfs, die öffentlichen Finanzen und die Steuerzahler außerordentlich fühlbar belasten kann und muß. Aber wer möchte hier vom Arbeiterstandpunkt aus von neuem die Billigkeitserwägungen den Rücksichten auf die sozial möglichst hochstehende Produktionsführung und auf die entsprechenden Interessen der persönlich Produk-

¹⁾ Siehe Hilfe für die Heimarbeiter, in der Holzarbeiterszeitung vom 4. Februar 1911.

tionsbeteiligten (für Arbeitervertreter naturgemäß in erster Linie: der Arbeiterproduzenten) überordnen? Gerade die Arbeitsgemeinschaften des Kriegszeitraumes haben vielfach als Forderung in ihren Programmen und Richtlinien (wie es wiederum bei den Holzarbeitern heißt) die Bekämpfung »unlauterer Konkurrenz und Preisdrückerei« bei der Auftragsvergebung der Behörden und die Einschränkung der hierdurch hervorgerufenen »Schädigungen des Gewerbes oder einzelner Gewerbeangehöriger«, das heißt mit anderen Worten: der betreffenden Produktion und der Produzenten, gleichviel was der reine Steuerzahler und der Nichts-als-Finanzleiter dazu von seinem Konsumentenstandpunkt aus sagen mag.²⁾

Genosse von Elm glaubte kurz vor Kriegsausbruch die Verteuerung, die einer Konsumgenossenschaftlichen Zentralversorgung zweifellos aus ihrer Rücksichtnahme auf günstige Arbeitsbedingungen, sei es bei freiem Einkauf sei es bei Eigenproduktion, entstehen müßten, durch die Vorteile der genossenschaftlichen Warenverteilung vor dem gewöhnlichen Privathandel am Abschluß des ganzen Verlaufs wieder wettmachen zu können (eine Beweisführung, die der Billigkeitsfanatiker offenbar nicht als schlüssig anzuerkennen braucht, da das im Anfang genossenschaftlich noch billiger eingekaufte Elendserzeugnis den Mitgliedern offensichtlich am Schluß zu noch niedrigeren Preisen als im Privathandel zugeführt werden könnte). Aber einleitend gestand auch von Elm den Widerspruch zwischen Arbeiter- und Produzenteninteresse und reinem Konsumentenstandpunkt zu, unter Abwehr allerdings des beanspruchten Vorrangs des bloßen Konsummaßstabs:

»In der vorigen Nummer dieses Blattes sind die unvergleichlich günstigeren Lohn- und Arbeitsverhältnisse in den genossenschaftlichen Zigarrenfabriken gegenüber der Privatindustrie einwandfrei dargelegt worden. Angesichts dieser Tatsachen wird vielleicht dieser oder jener sagen: Alles schön und gut — für mich als Konsumenten ergibt sich daraus aber das Resultat, daß ich für die genossenschaftlich hergestellten Waren eventuell mehr bezahlen muß als für die der Privatindustrie. Bis soweit die Ware Zigarren in Frage kommt, ist es selbstverständlich, daß die Groß-einkaufsgesellschaft auf dem offenen Warenmarkt mit Waren, die in Zuchthaus- und Heimarbeit und zu Hungerlöhnen hergestellt sind, nicht konkurrieren kann. Die Konsumvereine müssen für Zigarren in niedriger Preislage höhere Preise zahlen als für solche, die unter der angeführten kapitalistischen Ausbeutung hergestellt sind. . . Nur bei einem sehr großen Umsatze wird es möglich sein die Interessen der Produzenten und der Konsumenten gleichzeitig zu wahren.«³⁾



ÄHNLICH haben von der andern Seite her die Konsumgenossenschaften selber betont, daß sie die Arbeitsweise bei der Herstellung ihrer Verkaufsartikel nicht unberücksichtigt lassen wollen, daß sie dann aber auf billigsten Einkauf und häufig auch auf billigste Mitgliederversorgung nicht mehr unbedingt sehen können. Wahrscheinlich aus einer Genossenschaftskorrespondenz gab das deutsche Buchdruckerorgan zustimmend folgende Betrachtung wieder: »Der niedrige Preis der Waren wird in vielen Fällen durch die niedrige Entlohnung jener Menschen bedingt, die an der Warenherstellung beteiligt sind. Gewiß kann der niedrige Preis einer Ware durch die technische Vervollkommnung der Herstellungsmethoden oder der Warenverteilung bedingt sein. In diesem Falle läßt sich gegen den niedrigen Preis nichts einwenden. Bei der im großen Umfange noch bestehenden planlosen privatkapitalistischen Wirtschaftsweise steht aber noch all-

²⁾ Siehe Die Wiederbeschäftigung kriegsbeschädigter Holzarbeiter, in der Holzarbeiterzeitung vom 4. Dezember 1915.

³⁾ Siehe von Elm Die Konsumenten und die genossenschaftliche Eigenproduktion, im Konsumgenossenschaftlichen Volksblatt vom April 1914.

zuoft der niedrige Warenpreis im engsten Zusammenhange mit der schlechten Entlohnung der Arbeiter bei der Herstellung der Waren. . . Kürzlich war in einer Zeitung zu lesen, daß es ein recht schlimmer Zustand sei, wenn Fabrikant und Händler ihre Waren dadurch verbilligen, daß sie ihre Arbeiter und Angestellten schlechter lohnen, als andere: »Niedrige Löhne bedeuten Menschenelend. . . Das Elend einzelner Volksklassen aber schlägt auf das ganze Volk zurück, es kann zum Verhängnis der Gesamtheit werden. Hierzu hilft jede Hausfrau mit, die Waren kauft, welche mit schlecht gelohnter Arbeit hergestellt sind. So kann die blinde Sucht billig zu kaufen zu einer Schuld wenden gegen andere Menschen, letzten Endes zu einer Schuld gegen unser Volk. Die Hausfrau tut unrecht, welche der Billigkeit wagen Waren kauft, die bei anständiger Bezahlung der Arbeit überhaupt nicht so billig sein könnten, wie sie sind«. . . Die schlechte Sitte stets den billigen Preisen nachzujagen wird der einsichtsvolle Verbraucher jenen überlassen, die da allem sozialen Verständnis abhold sind. Der Verständige wird sich beim Einkauf seiner Gebrauchsgüter immer daran erinnern, daß im Preise der Waren die Entlohnung des an der Arbeit beteiligten Arbeiters steckt. Er denkt bei seinem Kauf an seine eigenen Wünsche, die er sicher hegen würde, wäre er selbst bei der Herstellung der Waren beteiligt.«⁴⁾

In den Konsumgenossenschaften ist bisher wohl auch am stärksten die gleiche Auffassung gegenüber der Landwirtschaft zum Ausdruck gelangt: meist in Zusammenhang mit der zunehmend erstrebten hochwichtigen engern Verbindung zwischen den agrarischen Liefergenossenschaften und den städtisch-industriellen konsumgenossenschaftlich organisierten Abnehmermassen. Als auf dem 10. Genossenschaftstag des Zentralverbands deutscher Konsumvereine einige Äußerungen dahin gedeutet werden konnten, man hoffe die städtische Konsumentenorganisation zu möglichstem Preisdruck gegen die landwirtschaftlichen Produzenten zu verwenden, widersprach unter vielseitigem Beifall Mendel (Hamburg):

»Gegenüber den starken Produzentenorganisationen helfen nur starke Konsumentenorganisationen. Das ist selbstverständlich. Aber wenn der Freund Angst aus Basel gemeint hat, daß die Konsumentenorganisation ihren Einfluß dahin benutzen müsse möglichst billig einzukaufen, so hat diese Billigkeit natürlich ihre Grenzen, und auf diese Grenzen muß einmal hingewiesen werden. Wenn irgendwo Preisdrückerei um jeden Preis sich rächt, so ist es in der Nahrungsmittelversorgung. . . Es ist nicht möglich (auch vom Standpunkte des Konsumenten wäre es vollständig verkehrt) Preisdrückerei um jeden Preis zu treiben und dem Produzenten nicht zu geben, was des Produzenten ist. [Allseitige Zustimmung.] Auch der Produzent muß bestehen können. Das ist geradezu die Grundlage. Es ist noch immer so gewesen, daß die Landwirtschaft die Grundlage für die städtische Bevölkerung ist. Es darf nicht so weit kommen, daß man da Preisdrückerei treibt. . . Erst aus diesem starken Verhältnisse von Konsumenten und Produzenten heraus kann schließlich dann der sogenannte Normalpreis (um das Wort einmal wieder zu gebrauchen) sich entwickeln.«⁵⁾

BEI den ältesten und in vielen Beziehungen noch immer vorbildlichen Trägern der gewerkschaftlichen Praxis, den Buchdruckern, hat sich diese Rücksichtnahme auf die Produktion, unter entschlossener Voranstellung des Produktionsinteresses gegenüber dem Kosteneinwand des Konsumenten, bereits zu einem wohlüberlegten förmlichen System fortgebildet. Was andere Gewerkschaften unter den Ausnahmeverhältnissen des Krieges als Arbeitsgemeinschaft erreichten, kennen die Buchdrucker, unter dem Schutz und im Gefolge ihres Tarifwesens, im großen und ganzen schon längst als regel-

⁴⁾ Siehe Niedrige Löhne, Warenpreis und Qualität, im Korrespondenten für Deutschlands Buchdrucker vom 4. Juni 1914.

⁵⁾ Siehe den Bericht über die Tagung, im Jahrbuch des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine, 1913 I /Hamburg 1913/, Seite 906 f.

mäßig wirkende Einrichtung, und sie haben nicht gezögert sich unter solchen Voraussetzungen mit dem Gedeihen ihres Gewerbes für solidarisch zu erklären: noch unter der Unternehmerleitung der druckgewerblichen Produktion und vor der sozialistischen Abstoßung der kapitalistischen Spitzen, zu denen man sonst, trotz alledem, in Klassengegensatz steht und mit denen man nach wie vor einen chronischen und zeitweise einen akuten Klassenkampf auszufechten hat.

Das Spiel und Gegenspiel der Lohnaufbesserungen der Gehilfen und der Druckpreiserhöhungen der von der Gehilfenorganisation dabei unterstützten Unternehmer vollzieht sich nachgerade fast mit der Zuverlässigkeit und Unabänderlichkeit eines Automaten. Als beispielsweise im Frühjahr der Deutsche Buchdruckerverein seine abermalige Erhöhung des Aufschlags auf den Druckpreistarif nach der weitem Erhöhung der Lohn- und Teuerungszulagen bekannt gab, traten ihr Tarifausschuß und Tarifamt unumwunden bei: Aufschlag auf die Satz- und Druckpreise bei Werken, Zeitschriften und Zeitungen, soweit es sich um laufende Lieferungen handelt, nunmehr $33\frac{1}{3}\%$, soweit neue Aufträge in Frage kommen, 40% ; bei allen sonstigen Druckerarbeiten nunmehr 50% . Alle Macht- und Zwangsmittel der Gewerkschafts- und Tariforganisation wurden ohne weiteres für diese als notwendig beurteilte Preispolitik eingesetzt. Eine augenfällige Bekanntmachung an der Spitze des Gehilfenorgans kündigte weiter an:

»Das Tarifamt hat vom Tarifausschuß Auftrag erhalten diesen Beschluß auszuführen.

An die Prinzipalsmitglieder der Tarifgemeinschaft richtet demzufolge das Tarifamt die Aufforderung die vorbezeichnete Erhöhung der Druckpreise ab 1. Juni des Jahres ihren Auftraggebern in Rechnung zu stellen.

Zur Durchführung dieses Beschlusses sind die Mitglieder der Tarifgemeinschaft der deutschen Buchdrucker verpflichtet.

Beschwerden über Nichterfüllung dieser Verpflichtung unterliegen der Entscheidung der im § 90 des Tarifs vorgesehenen Tariforgane.«

Als später die 4. Teuerungszulage und 5. Druckpreiserhöhung während des Krieges herannahte, stellte der Tarifausschuß von neuem mit Bedauern fest, »daß mehrfach noch von Auftraggebern, auch von einzelnen Behörden, dem Buchdruckgewerbe diejenigen Preise für Herstellung von Drucksachen noch nicht bewilligt werden, die das Gewerbe verlangen und erhalten muß, wenn es den Anforderungen entsprechen soll, die der Krieg an das Buchdruckgewerbe stellt«. Im Beschlußprotokoll heißt es dann weiter:

»Die Erfüllung aller sozialpolitischen Aufgaben und Ziele, die das Buchdruckgewerbe zu pflegen seit langen Jahren sich verpflichtet hält, und auf deren Fortführung der gewerbliche Frieden und die Erhaltung der Arbeitskraft des arg zusammengeschmolzenen und durch Arbeitsüberlastung stark mitgenommenen Personals, zum Teil auch die Existenz einer großen Zahl von Buchdruckbetrieben ruht, zwingt zu einer durchgreifenden Erhöhung der Druckpreise. Der Tarifausschuß hat deshalb festgestellt und anerkannt, daß unter Berücksichtigung der enorm gestiegenen Herstellungskosten für Herstellung von Drucksachen ein Aufschlag von mindestens 100% auf die im Buchdruckpreistarife festgelegten Preise berechtigt und erforderlich ist, und daß überdies die Papierpreise eine zurzeit bis zu 500% und mehr betragende Steigerung erfahren haben. Aus allen diesen Gründen hat der Tarifausschuß unter voller Zustimmung der Gehilfenmitglieder einstimmig beschlossen, daß die in der Tarifgemeinschaft vereinigte Prinzipalität bei Durchführung der vom Tarifausschusse genehmigten Druckpreise mit allen der Tarifgemeinschaft zu Gebote stehenden Mitteln nachdrücklichst zu unterstützen sei.«

In den begleitenden, begründenden und anfeuernden Schriftsätzen des Gewerkschaftsfachblatts wird die Bundesgenossenschaft der Arbeiter bei der

Preisregelung, das heißt Preissteigerung, alsdann wie eine außer jedem Streit stehende Selbstverständlichkeit behandelt. Es sei überaus beklagenswert, ein wie geringes Verständnis »Amtsstellen« für die Notwendigkeit von angemessenen Druckpreisen bekundeten. Die deutschen Zeitungen seien »durchweg zu billig«. Die »Notwendigkeit« einer Erhöhung der Druckpreise zeige sich »namentlich im Werk- und Akzidenzdruck«. Gegen den eine Zeitlang Widerstand leistenden Verlagsbuchhandel wird sehr von oben herab polemisiert, und zwar mit dem Hinzufügen, daß diese »geschätzte Kundengruppe« ja auch in der Lohnfrage gern versage und erst 1911, als sie zu den Tarifverhandlungen hinzugezogen war, so arbeitergegnerisch auftrat, »daß die Tarifparteien an dem Punkt angelangt waren, wo die Gesandten abzureisen pflegen«. Der Verbraucher wird also nur als Störenfried und Widersacher bei den Gewerkschaftsbestrebungen abgefertigt:

»Auch die Gehilfen haben ein lebendiges Interesse an der guten Gestaltung der Preise, denn von einer ertragsfähigen Produktion allein können die Arbeiter gute Arbeitsverhältnisse erwarten und verlangen.«

»Gute Druckpreise und hohe Löhne müssen die Losung für die Zukunft sein, und dieser Weg muß bis zur vollen Erfüllung weitergegangen werden.«⁶⁾



HNE weiteres kann man zugeben, daß in dieser allmählich immer vielseitiger hervortretenden Gewerkschaftspraxis vieles noch reine Augenblickseingebung ist, noch keine bis zu Ende und bis in alle Konsequenzen durchdachte und deshalb stetig festgehaltene Taktik darstellt.

Aber der gemeinsame Grundzug aller dieser Kundgebungen und Anschauungen: die Anerkennung der überragenden Bedeutung und der in erster Linie berechtigten Ansprüche der Produktion und die Überzeugung, daß erst innerhalb und unterhalb der Produktionsnotwendigkeiten ein reiner Konsumentenstandpunkt geltend gemacht werden könne und dürfe, diese bei rein politischen Agitationen so oft gewollt geleugnete oder unwillkürlich übersehene Erkenntnis wird sich in den Gewerkschaften zweifellos mit zunehmender Erfahrung und Umsicht immer nachdrücklicher ausprägen.

Um so rascher und schärfer, je mehr in Arbeitsgemeinschaften, Tariforganisationen, Arbeitskammern, Wirtschaftsausschüssen die beiden persönlichen Faktoren der Produktion: Arbeiterproduzenten und Unternehmerproduzenten (Produzenten in dem unzulässig engen und für Sozialisten geradezu verschrobenern Sinn der heutigen Tagesagitation), bei allen sonstigen Gegensätzen, engere geistige Fühlungnahme gewinnen.

Das reine Konsumenten- und Billigkeitsprinzip, das im Grunde niemals eine ursprüngliche Arbeiteranschauung verkörperte, das vielmehr ziemlich kritiklos aus anderen Klassenschichten übernommen war, die mehr mit dem Handel und dem beamteten (festbesoldeten) und sogenannten liberalen Berufen als mit dem Wesen der Produktion und unmittelbar mit dem großen Produktionsgetriebe zusammenhängen⁷⁾, wird sich dann in Zukunft mit einer wesentlich bescheidenern Rolle begnügen müssen.

⁶⁾ Siehe das Beschlußprotokoll, im Korrespondenten für Deutschlands Buchdrucker vom 1. November 1917, dann Der deutsche Druckpreistarif und die Kriegszeit, ebenda am 22. August 1916, Von Preistarif und Konkurrenz, ebenda am 24. Juni 1915, den Leitartikel, ebenda am 30. November 1916, und Einführung der neuen Teuerungszulagen und der erhöhten Druckpreise, ebenda am 29. November 1917.

⁷⁾ Siehe Schippel Grundzüge der Handelspolitik (Berlin 1902)/ Seite 335 ff. Sehr bezeichnende Äußerungen, mehrfach auch in dem gewerkschaftlichen Kriegsbuch Arbeiterinteressen und Kriegsergebnis (Berlin 1915/

MAX COHEN · DIE NOTWENDIGKEIT PRODUKTIVER KOLONIALPOLITIK



WENN dieser Krieg einmal vorüber sein wird, werden alle Mächte, die an ihm beteiligt waren, vor geradezu grauenhaften Verwüstungen ihrer gesamten Wirtschaft stehen. Die Schwierigkeiten der dann wieder beginnenden Gütererzeugung werden derart groß sein, daß wir in Wahrheit vor einer wirtschaftlichen Generalprobe stehen werden, die zu bestehen noch ganz andere Kräfte erfordern wird als die Umstellungen beim Anfang und während des Krieges erfordert haben. Die Wiederaufnahme der vielfältigen Produktion, wie wir sie vor dem Krieg in Deutschland kannten, kann nur allmählich wieder in Fluß kommen. Denn die Beschaffung der hierzu nötigen Rohstoffe wird nur langsam von statten gehen. Großbritannien und die Vereinigten Staaten werden sie gewiß nicht erleichtern sondern sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu erschweren suchen. Der Wille dem Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft so viele Steine wie nur eben möglich in den Weg zu wälzen ist bei den beiden angelsächsischen Reichen vorhanden. Es wird lediglich von dem Grad der Macht abhängen, in welchem Umfang ihnen die Störung des wirtschaftlichen Neubaus Deutschlands gelingt. Auf eine verhältnismäßig schnelle Wiedererlangung unserer wirtschaftlichen Kraft können wir nur rechnen, wenn wir eine Politik treiben, die auf den wirtschaftlichen Zusammenschluß der kontinentaleuropäischen Mächte abzielt. Dieser würde uns eine rasche und gründliche Inangriffnahme einer umfassenden, den deutschen Verhältnissen entsprechenden Produktionspolitik ermöglichen. Eine wirkliche europäische Kontinentalpolitik, die in ihrem Werden bereits das Unbehagen aller britischen Staatsmänner erzeugt, ist (das muß immer wieder und wieder betont werden) nur auf Grund einer deutsch-russischen Verständigung möglich, die das feste Fundament des neuen Europas nach dem Krieg bilden muß. Diese Verständigung muß ehrlich und ohne Zweideutigkeit den Kern der Sache ergreifen, sie muß daher vor allen Dingen die Lebensinteressen beider Mächte respektieren und fördern und darf vor allem nicht ihr Augenmerk auf die Erlangung von Scheinvorteilen richten, die später gerade dem im Weg stehen, was wir für die Dauer erstreben. Unheilvolle Anzeichen einer solchen verkehrten Augenblickspolitik haben die letzten Tage gebracht. Nichts ist verhängnisvoller als der Glaube, wir könnten jetzt ungestraft mit Rußland einen Frieden auf Kosten Rußlands schließen und brauchten um die Zukunft nicht besorgt zu sein, da uns dann die Verständigung mit England winkt. Freilich, im englischen Interesse wäre ein Frieden solcher Art durchaus gelegen. Aber jede Verständigung auf einer Grundlage, die eine spätere Feindschaft Rußlands bedeutet, würde in Wahrheit eine Abhängigkeit von England sein. Mit England können wir nur dann auf dem Fuß der Gleichberechtigung verkehren, wenn wir kontinentaleuropäisch stark genug sind, um auch ohne einen solchen Verkehr bestehen zu können.

Wird dieses Ziel erreicht, haben wir uns und Europa die politische Unabhängigkeit von England gesichert, so heißt es nun die wirtschaftlichen Bedingungen zu schaffen, um unseren Aufgaben zu genügen. Dazu ist nun in erster Linie ein großes deutsches Kolonialreich unentbehrlich, das uns die

wichtigsten Rohstoffe liefert, so daß wir in der Hauptsache (freilich nicht vollständig) von fremder Rohstoffzufuhr unabhängig werden und einen Zustand relativer Autarkie erlangen, der, weit entfernt einen Ersatz für weltwirtschaftliche Betätigung zu bilden, sie vielmehr erst in größtem Maßstab fördert und sichert. Neben der landwirtschaftlichen Arbeit im Innern wird die kolonialwirtschaftliche Arbeit übersee das wichtigste und entscheidende Element unserer nationalen Wirtschaft, unseres Schaffens überhaupt darstellen.

Der Staatssekretär des Reichskolonialamts Solf hat vor kurzem in Berlin über die Zukunft der deutschen Kolonialpolitik einen beachtenswerten Vortrag gehalten und dabei Grundsätze entwickelt, die hier ebenfalls seit langer Zeit vertreten worden sind. Wenn der Staatssekretär den Status quo ante auf kolonialem Gebiet ablehnt und eine Neuverteilung des afrikanischen Kolonialbesitzes verlangt, so muß man ihm billigerweise zustimmen. Die Verteilung des kolonialen Besitzes war bis zum Krieg in der Tat ein Widersinn und keineswegs mit den wirtschaftlichen Kräften und Bedürfnissen der kolonisierenden Völker in Einklang zu bringen. Kann es ein ärgeres Mißverständnis geben als die Übersättigung industriell wenig entwickelter europäischer Staaten mit Kolonialbesitz, während die erste Industriemacht des Festlands, das Deutsche Reich, nur ein verhältnismäßig winziges Kolonialland ihr eigen nennen konnte? Auch Kolonialbesitz verpflichtet. Und wer nicht in der Lage ist Kolonien im Interesse einer aufwärtsstrebenden, immer intensiver werdenden Produktionsentwicklung zu bewirtschaften, hat das sachliche Recht auf ihren Besitz verwirkt. Im gegenwärtigen Augenblick hat nun Deutschland freilich auch seine wenigen bisherigen Kolonien durch die Kriegsereignisse verloren. Aber darüber darf keinerlei Zweifel bestehen: Der Ausgang des Krieges muß Deutschland ein großes afrikanisches, vom Ozean im Westen bis zum Ozean im Osten reichendes Kolonialreich bringen.

Wer solch ein Kriegsziel Annexionismus nennt, zeigt nur, daß er in das Wesen der Dinge nicht einzudringen vermag. Denn hier handelt es sich nicht um das Verlangen eines bloßen Besitzes sondern um die Übernahme einer produktiven Pflicht; um die Aufgabe Neues zu schaffen, nicht um die Gier sich von anderen Geschaffenes anzueignen. Es ist im Interesse einer allgemeinen gesunden kolonialen wie europäisch-wirtschaftlichen Entwicklung wirklich nicht erforderlich, daß ganz Afrika eine britische Kolonie wird, nur damit der Weg vom Kap nach Kalkutta ein englischer Weg wird. Das deutsche Volk braucht, zur Sicherstellung seines Rohstoffbedarfs, umfangreiche koloniale Gebiete. Seine wirtschaftliche Kraft und seine bis zur Stunde gezeigten heimischen Leistungen geben ihm ein doppeltes Anrecht darauf. Ebenso seine organisatorischen Fähigkeiten, die auch in den Kolonien zur Geltung gelangen sollen. Trotz den mancherlei Fehlgriffen in der deutschen Kolonialtätigkeit, die gar nicht beschönigt werden sollen, die aber gerade bei Ausbreitung und Systematisierung der kolonisatorischen Arbeit immer seltener werden dürften. Auch England, bisher die Kolonialmacht *κατ' ἐξοχήν*, hat Mißgriffe zu verzeichnen, die gerade im britischen Kolonialpolitikern ihre schärfsten Kritiker gefunden haben. Im engen Anschluß an das Mutterland und somit an ein geeinigtes festländisches Europa würde ein großes deutsches Kolonialreich ein wichtiger neuer Faktor für

eine langdauernde friedliche Weiterentwicklung Europas sein, das auf diese Weise die meisten seiner wirtschaftlichen Bedürfnisse zu decken und seine Leistungsfähigkeit zu steigern vermöchte. Wie notwendig gerade und in erster Linie für die Interessen der deutschen Arbeiterklasse, die identisch mit denen der Produktionserweiterung sind, ein umfangreiches deutsches Kolonialreich ist, braucht den Lesern hier nicht noch einmal dargelegt zu werden. Für eine stetig wachsende Zahl von Arbeitern ist das eine ganz natürliche Sache und ein selbstverständliches Erfordernis geworden. Für die moderne Wirtschaft ist die Versorgung mit Rohstoffen und anderen Produkten der tropischen und subtropischen Gebiete eine unbedingte Notwendigkeit geworden, ohne die die gegenwärtige Gütererzeugung einfach stocken oder sogar aufhören müßte. Und die erforderliche steigende Herstellung dieser Stoffe kann nur noch durch die intensiven Arbeitsmethoden erreicht werden, wie sie zuerst auf europäischem Boden angewendet worden sind und angewendet werden.

Die Forderung nach solcher Neuverteilung afrikanischen Landes scheint manchen in Widerspruch zu dem Selbstbestimmungsrecht der Völker zu stehen. Das ist aber keineswegs der Fall. Man kann eine für bestimmte Entwicklungsphasen passende politische Methode nicht mechanisch und ohne weiteres überallhin übertragen. Gleiche Lösungen in politischen und wirtschaftlichen Dingen kann es nur bei einigermaßen gleichen oder ähnlichen Verhältnissen und Stufen geben. Für Europa gilt das Bestimmungsrecht eines Volkes über sich selber und über seinen Boden unbedingt, weil jedes europäische Volk längst in das Stadium des Schaffens eingetreten ist, so daß eine wirtschaftliche oder politische Intervention dritter Mächte sich lediglich auf fadenscheinige Vorwände, nicht aber auf das Recht stützen könnte. Anders liegen die Dinge vorläufig noch in Afrika. Da muß man zwischen dem Bestimmungsrecht des Menschen über sich selbst und dem Bestimmungsrecht des Menschen über den von ihm bewohnten Grund und Boden unterscheiden. Dieses kann nicht uneingeschränkt bestehen, denn es ist von dem Wert der am Boden geleisteten Arbeit abhängig. Wo guter, für die Bedürfnisse der Menschen notwendiger, Boden unbearbeitet bleibt, seine Schätze brach liegen oder ungenügend ausgenutzt werden, darf keine falsche Anwendung der Formel vom Selbstbestimmungsrecht es verhindern, daß andere, wirtschaftlich höher stehende Völker, diesen Boden in nutzbringende, steigende Ertragnisse sichernde Arbeit nehmen. Das Selbstbestimmungsrecht der Nationen ist in den Sozialistischen Monatsheften stets als eine ernste und heilige Sache anerkannt, nicht erst, als der Wind in der Welt sich drehte, plötzlich in Gnaden aufgenommen worden. Je schwerer man aber eine Sache nimmt, um so besser muß man ihr Wesen zu erfassen trachten. Die Grenzen eines jeden Rechts sind durch übergeordnete Pflichten gegeben. Daraus ergibt sich die Unterscheidung, die hier zwischen den Menschen und dem Boden gemacht wurde. Den Boden darf und muß das kolonisierende Volk für seine Arbeit in Anspruch nehmen. Was die Menschen betrifft, so muß von Zwangsmaßnahmen und jeder Art Gewaltanwendung gegen die eingeborene Bevölkerung abgesehen werden; man darf die Menschenwürde des schwarzen Urbewohners nicht verletzen. Viele gute Kenner Afrikas berichten (und die neueren Forschungen bestätigen es immer wieder) von dem tiefen Seelenleben und vielen echten und

feinen Empfindungen zahlreicher schwarzer Stämme, so daß es wahrlich angebracht wäre bei der zukünftigen Koloniarbeit einmal allen Europäerhochmut hübsch daheim zu lassen. Die schwarze Bevölkerung ist auch keineswegs faul sondern im Gegenteil meist leicht zur Arbeit zu bewegen. Nur muß man sie allmählich an steigende Leistung gewöhnen, ihnen neue Dinge und Arbeitsweisen nicht plötzlich aufzuzwingen sondern behutsam und verständnisvoll die vorgefundenen Verhältnisse zu ändern suchen. Vor allen Dingen aber darf man die Eingeborenen in ihrem Seelenleben nicht drangsalieren und sie nicht mit brutaler Hand von alten Traditionen und Kulturen losreißen wollen. Es ist noch gar nicht ausgemacht, daß wir ihnen immer das Bessere oder gar das Höhere bringen. Begnügen wir uns mit dem Wirtschaftlichen und lassen wir der Geistigkeit ihre eigenen Wege, ohne plumpe Beglückungsversuche, wie sie leider Europäerart sind. Eine Kolonisationsmethode, die sich in dieser Beziehung nicht zu zügeln vermag, müßte zu immer neuen Fehlschlägen, unter Umständen zu Katastrophen führen. Was wir gebrauchen, ist eine vernünftige, auf körperliche und seelische Bedürfnisse der Bevölkerung Rücksicht nehmende Eingeborenenpolitik. Wenn wir sie befolgen, so werden wir die Bevölkerung nicht nur zu größerer Arbeitsleistung erziehen sondern sie auch an uns fesseln und dadurch unser Recht zu kolonialisatorischer Arbeit erhöhen.

Erfreulicherweise hat sich auch der Staatssekretär Solf in seinem erwähnten Vortrag zu einer Auffassung bekannt, die in der eingeborenen Bevölkerung den wertvollsten und unentbehrlichsten Faktor ersprießlicher europäischer Kolonisierungsarbeit erblickt. Und man darf wohl hoffen, daß er auch dafür sorgt, daß diese Grundsätze in die deutsche kolonialpolitische Praxis eingeführt und Abweichungen von ihnen nicht geduldet werden. Das ist um deswillen besonders nötig, weil durch Seuchen und frühere falsche Praxis (siehe Deutsch Südwestafrika und den Hererokrieg) manche Gegenden des Landes eine recht bedenkliche Verminderung der eingeborenen Bevölkerung erfahren haben, die fast überall zu einem beträchtlichen Niedergang der betreffenden Kolonie geführt hat. Wenn wir, was man ja hoffen darf, an Stelle der verschiedenen einzelnen und auseinandergerissenen Kolonien nach dem Krieg ein zusammenhängendes Kolonialgebiet besitzen werden, ist eine klare und einheitliche, von den oben genannten Grundsätzen durchdrungene Eingeborenenpolitik erst recht nötig. Der Geschlossenheit des Gebiets entsprechend wird dann eine zusammenfassende, gleichlaufende Bearbeitung aller Kolonialprobleme, besonders aber aller die Eingeborenen betreffenden Fragen beginnen müssen. Es dürfen dann wichtige Entscheidungen nicht mehr, wie oft bisher, von Fall zu Fall dem zufällig am Kolonialort anwesenden oder amtierenden Beamten, Farmer, Forscher, Missionar, Militär, Kaufmann, Ingenieur usw. überlassen bleiben, sondern es müssen feste und allgemeine von den genannten Gesichtspunkten ausgehende Grundsätze aufgestellt werden, die nach neuen Erfahrungen jeweilig zu erweitern und abzuändern sind. Es ist ja bereits eine Fülle wissenschaftlich gut fundierten Materials über alle wesentlichen Fragen des Eingeborenenlebens vorhanden. Nur müßte es endlich einmal gründlich gesichtet und planmäßig zusammengefaßt in allen seinen Ergebnissen an eine nur für diesen Zweck geschaffene Zentralstelle geleitet werden. Das hier gesammelte Material müßte dann insofern zur Verwendung gestellt werden,

als niemand hinausgehen dürfte, bevor er die wichtigsten und grundlegendsten Fragen daheim studiert und kennengelernt hätte. Unvorbereitet darf niemand mehr auf Eingeborene losgelassen werden, über die wesentlichsten Voraussetzungen seiner Tätigkeit muß jedermann Bescheid wissen, der in den deutschen Kolonien irgendeine verantwortliche Tätigkeit ausübt.

Das wäre über unser künftiges Kolonialafrika zu sagen. Der Staatssekretär des Reichskolonialamts hat auch von der Rückgewinnung unserer Kolonien in der Südsee gesprochen. Hier liegt der Fall aber doch anders als in Afrika. Es ist die Frage, ob es nicht, bei der geographischen Lage des Reichs und bei dem Charakter deutscher Kolonisierungsarbeit, besser wäre sich auf ein geschlossenes großes Kolonialgebiet zu konzentrieren und auf zerstreuten Besitz geringern Wert zu legen. Daß man auch dann noch nicht die Südsee ohne Entgelt preisgeben wird, versteht sich von selbst. Wir müssen aber hierbei vor allem die politische Seite der Angelegenheit im Auge behalten: Die Art, wie die Südseefrage geregelt wird, hängt engste mit unseren Zukunftsbeziehungen zu Japan zusammen, bildet also einen integrierenden Bestandteil unserer Ostorientierung, die ja nicht nur das russische sondern darüber hinaus auch das ostasiatische Imperium mit der Vormacht Japans umfaßt.

Eine produktive Kolonialpolitik ist, alles in allem, eine der ersten Notwendigkeiten für den Wiederaufbau Deutschlands. Sie ist ohne Seegeltung nicht möglich; denn die Verbindung der Kolonien mit dem Mutterland muß unter allen Umständen gewährleistet sein. Über unsere eigene unerläßliche Seerüstung hinaus wird aber der Zusammenschluß des europäischen Kontinents unsere Seegewalt verstärken. England kann den einzelnen europäischen Staaten nur dann den freien Seeweg sperren, wenn sie sich gegenseitig in den Haaren liegen. Ein von der Gemeinsamkeit seiner Interessen durchdrungenes Europa besitzt die Freiheit der Meere in jedem Fall und ohne weiteres. Die Befreiung des festländischen Europas von angelsächsischer Bevormundung und, als Voraussetzung hierfür, eine zielbewußte Ostpolitik, sichert daher die deutsche Arbeit draußen und daheim besser als jedes andere Mittel. Und deshalb sind diese Wochen von entscheidender Bedeutung für Deutschland und Europa überhaupt. Ihr Endergebnis kann unsere Zukunft auf Generationen hinaus sicherstellen; es kann uns aber auch um eben diese Zukunft bringen: in Europa wie übersee.

HERMAN KRANOLD · DIE NÄCHSTEN AUFGABEN DER PRODUKTIONSPOLITIK IN DER LANDWIRTSCHAFT

UNTER den Gebieten der nationalen Wirtschaft, die einer Steigerung der Produktivität der in ihnen verwandten menschlichen Arbeit am meisten bedürfen¹⁾, ist weitaus das wichtigste das der deutschen Landwirtschaft. In dieser Hinsicht bietet die jüngste Vergangenheit schon recht erhebliche Ansätze, die nunmehr mit größter Konsequenz und Energie ausgebaut werden müssen.

¹⁾ Siehe Kranold Produktionspolitik, in den Sozialistischen Monatsheften, 1917 III, Seite 1042 ff., ferner Massenernährung, Agrarpolitik, Kolonisation (München 1914) und Zollunion und Agrarpolitik (Dresden 1916).

Im erster Linie steht da die Politik der innern Kolonisation. Ihr größtes Hemmnis ist das Latifundienwesen, besonders in Gestalt der Fideikommission. Vom deutschen Boden ist ein ganz wesentlicher Teil in den Händen von Großgrundbesitzern. Die Berufszählung von 1907 hat ergeben, daß in Preußen von 100 Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche 50,75 % auf die Größenklassen von mehr als 100 Hektar entfallen. Das heißt also, selbst wenn man einmal, weitherzig urteilend, bis zu 100 Hektar hinauf noch die Mittelbetriebe rechnet, daß über die Hälfte des deutschen Bodens latifundistisch bewirtschaftet wird; von diesem Boden ist wiederum ein sehr großer Teil Bestandteil von Fideikommissionen. Das ist auf die Dauer ein unerträglicher Zustand, zumal sich die Verhältnisse während des Krieges durch Zukauf und durch Neugründung wahrscheinlich noch erheblich verschlechtert haben. Widerstreben gegen Erweiterung der Fideikommission reicht da nicht aus. Damit wird nur Aufsaugung des noch vorhandenen bäuerlichen Bodens verhindert, neues Bauernland aber noch nicht freigemacht. Das kann nur durch eine Politik geschehen, die mit allen Mitteln auf Zerschlagung großen Grundbesitzes, sei er nun fideikommissarisch gebunden oder nicht, hinausgeht. Dazu hat sich aber bisher die Sozialdemokratie im allgemeinen ebensowenig entschließen können wie der bürgerliche Fortschritt. Und doch muß dieser Schritt eines Tages gemacht werden; je eher er geschieht, desto besser ist es, desto leichter wird er sein. Die Mittel dazu liegen in einer Umkehrung des Protektionismus. Zunächst in gewissen gesetzgeberischen Maßnahmen, wie Besteuerung minderertragliefernder Fideikommission und sonstiger Großgüter nach dem gemeinen Wert, Ausbau der Wertzuwachssteuer usw. Dazu kommt Gewährung billiger Kredite für neue Ansiedler, Gewährung von Privilegien im Steuer- und Heereswesen für sie, Verbreitung landwirtschaftlicher Bildung und was dergleichen mehr ist. Kurzum, man muß es privatwirtschaftlich vorteilhaft machen freiwillig sein Großgut zu zerschlagen. Alles das zusammen kann dazu führen auch ohne direkte Entzignungsmaßnahmen (die wegen der damit verbundenen Entschädigungspflicht immer etwas Mißliches haben werden) die Latifundisten zu veranlassen ihr Land gern der Zerschlagung in Bauernstellen preiszugeben.

Daneben aber muß Förderung der landwirtschaftlichen Kleinbetriebe einhergehen. Diese sind freilich nicht unbedingt darauf angewiesen. Sie werden sich ziemlich langsam, aber sehr sicher auf die Dauer noch durchsetzen, auch wenn man ihnen nicht mit besonderen Maßregeln zu Hilfe kommt. Trotzdem ist es erwünscht, daß wir alles tun, um die privatwirtschaftliche Überlegenheit des Kleinbetriebs, die der Grund seines bessern Gedeihens ist, noch zu verstärken. Zu den Maßnahmen, die diesem Zweck dienen können und sich ausführen lassen, ohne die Gesamtheit des deutschen Volkes und insbesondere die Industriearbeiterklasse allzu stark zu belasten, gehört in erster Linie die Entwicklung einer staatlichen Kleinsiedlungspolitik überhaupt. Gewisse Opfer wird allerdings auch diese Maßnahme der Volksgemeinschaft auferlegen. Es genügt nicht dem Bauer oder dem, der es werden will, irgendwo in der Welt ein Stückchen Land, das sich beackern läßt, zur Verfügung zu stellen, sondern es muß wesentlich mehr geschehen. Man muß planmäßig einheitliche Flächen aufteilen und aus den Ansiedlern geschlossene Dorfgemeinden bilden, wenn ein wirklicher Erfolg erwartet werden soll. Das ist besonders dann erforderlich,

wenn es sich darum handelt Angehörige einer nicht Landwirtschaft treibenden Berufsschicht der Landwirtschaft zuzuführen. Diese Aufgabe ist überhaupt im Bereich der innern Kolonisation die schwierigste; sie ist aber auch zugleich die allerwichtigste, weil sie am wenigsten leicht sich von selbst vollzieht. Jüngere Bauernsöhne, denen ein kleines elterliches Erbteil ausgezahlt worden ist, die bis zur Heirat sich ein paar Taler zurückgelegt haben und deren Frau vielleicht auch noch etwas Bargeld in die Ehe mitbringt, kann man leicht ansiedeln. Sie bringen Sachkenntnis mit, haben zeitig gelernt sich nach der Decke zu strecken, werden zu Anfang keine ungewohnten Opfer bringen müssen. Der Abkömmling von Industriearbeitern aber wird an barem Geld wenig oder gar nichts besitzen. Er hat nur geringe landwirtschaftliche Erfahrung, stellt dabei Ansprüche an den Lebensgenuß, die er auf dem Land nur mit erheblichen und unvorhergesehenen Unkosten betrieidigen kann. Für ihn müssen Anlehnung an Gleichstrebende, Gelegenheit zum Austausch von Erfahrungen, vor allem aber auch ein Mindestmaß von Genüssen geboten werden, wenn er auf dem Land wirklich heimisch werden und nicht nach dem ersten Mißgeschick verzagt die Flinte ins Korn werfen soll. Das alles ist nur in Kleinsiedelungen möglich, die, unter Zuhilfenahme öffentlichen Krédits geschaffen, mit einem Gemeindehaus und ähnlichen Einrichtungen versehen sind, bei denen auch von vornherein für bequeme Verkehrsverbindungen gesorgt ist. Solche Anlagen waren bisher schon der Typ bei der aus nationalpolitischen Gründen betriebenen innern Kolonisation. Sie sollten aber ganz allgemein üblich werden. Zumal der Plan die Kriegsinvaliden mit Hilfe einer Rentenabfindung als Kleinbauern ansässig zu machen, so daß sie wieder zu nützlichen und glücklichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft werden, bedarf solcher sorglichen Vorarbeit

Es kommt noch etwas anderes hinzu. Bisher ging bei innerer Kolonisation, wenn wir von vereinzelt Ausnahmen (zum Beispiel der von Batocki in Ostpreußen geleiteten ritterschaftlichen Ansiedlungsarbeit) absehen, die Praxis im allgemeinen dahin nur Bauernsöhne oder (was freilich selten gelang) Städter durch die innere Kolonisation dem Bauerntum wiederzugewinnen. Ergänzend muß eine systematische Ansiedlung der Landarbeiter in die Wege geleitet werden. Zu diesem Zweck bedarf es in erster Linie gesetzgeberischer Arbeit. Die Verpflichtung für den Angesiedelten landwirtschaftliche Arbeit auf dem Gut des frühern Gutsherrn zu leisten müßte auf die Person des ehemaligen Landarbeiters beschränkt und so bemessen werden, daß er, bei angemessener Anspannung seiner Familienmitglieder, für den eigenen Betrieb ausreichende Arbeitskraft übrigbehält. Zu gleicher Zeit müßte ein Mindestlohn sichergestellt werden, von dem ein gewisser Teil nicht in bar sondern in Naturalien ausgezahlt werden müßte, wobei der Geldwert dieser Naturalieferungen nach den durchschnittlichen Gestehungskosten des Lieferungspflichtigen festzusetzen wäre. Auf diese Weise könnte auch ohne gewaltsame Maßnahmen allmählich die Landarbeiternot bekämpft werden, und niemand könnte sagen, das geschehe nur zum Vorteil der Latifundisten. Freilich ist eine wohlüberlegte, technisch gründlich durchgearbeitete und zugleich den Verhältnissen der einzelnen Gegenden genau angepaßte gesetzgeberische Leistung zu diesem Zweck erforderlich. Die Schwierigkeiten wären nicht gering, aber sie wären doch auch nicht so groß, daß sie nicht bei gutem Willen sich überwinden ließen.

Hat man nun Leute angesiedelt, so liegt es in der Natur der Sache, daß man Störungen von ihrem Betrieb möglichst fernzuhalten suchen wird. Hierbei wäre eine besondere Berücksichtigung in der Bemessung der Militärpflicht zu erwägen. Vor allem aber gehört zu einem solchen System der Ansiedlung, wenn es wirklich vollen Erfolg zeitigen soll, eine wesentliche Verbesserung des landwirtschaftlichen Bildungswesens. Die moderne Landwirtschaft stellt Anforderungen an die Bauern, denen der Hausrat von Erfahrungen und Bauernregeln ganz und gar nicht gewachsen ist. Es finden sich ja schon Ansätze solcher Ergänzung durch Fachbildung; sie müssen aber mit größter Konsequenz und ungenierter Hergabe beträchtlicher staatlicher Mittel gepflegt und ausgebaut werden. Die allgemeine ländliche Fortbildungsschule muß mit allen Kräften erstrebt werden. Ihr Arbeitsplan muß so angelegt sein, daß er dem werdenden Bauern wirklich hilft dereinst ein noch besserer Bauer und ein noch nützlicheres Glied seines Volkes zu sein als es sein Vorfahr schon gewesen ist.

Diese Maßnahmen liegen auch stark im Interesse der Förderung der bereits bestehenden landwirtschaftlichen Familienbetriebe. Andere dienen aber weit mehr noch der allgemeinen Förderung des Bauerntums, ja zum Teil der Landwirtschaft überhaupt. Dahin würde auch eine konsequente Beaufsichtigung und Kontrolle der Saatgutbeschaffung durch staatliche Instanzen gehören. Gegenwärtig liegt es damit noch sehr im argen. Wohl haben manche Landwirte und manche Gegenden in der Beschaffung zuverlässigen Saatguts schon recht Ansehnliches geleistet. Doch von einer voll wirksamen Durchgestaltung dieses wichtigen Zweigs der landwirtschaftlichen Produktion kann man noch keineswegs sprechen. In der überwiegenden Mehrheit der Fälle entscheidet auch heute noch mehr oder weniger der blinde Zufall über das Saatgut, das im landwirtschaftlichen Betrieb zur Anwendung kommt. Dem muß ein Ende gemacht werden. Jeder Aufwand hierfür würde auch sofort in gesteigerten Erträgen der Allgemeinheit zugute kommen.

Zu einer Intensivierung seines Betriebs bedarf der kleine Bauer ferner billigen Kredits. Für dessen Gewährung gibt es gegenwärtig bereits eine große Anzahl von Einrichtungen. Sie leisten auch vielfach Ausgezeichnetes. Aber sie arbeiten häufig gegen einander, huldigen nicht selten dem Ressortpartikularismus und sind ferner noch längst nicht groß genug ausgebaut, um jeden kreditbedürftigen und kreditwürdigen Landwirt im rechten Augenblick aus der Patsche reißen zu können. Wenn aber eine wirksamere Kreditversorgung geschaffen werden soll, so muß sie unter unparteilicher staatlicher Kontrolle stehen, so muß auch der Staat als Garant dabei energisch mitwirken. Auch diese Arbeit wird der Allgemeinheit gewisse Opfer auferlegen; aber auch diese Opfer werden sehr schnell in steigenden landwirtschaftlichen Erträgen zur Geltung kommen.

Vorzugsweise wären Genossenschaften zu Trägern dieser Kreditorganisationen zu machen. Sie sind es ja auch jetzt schon zum großen Teil, aber sie haben sich doch noch nicht vollkommen durchsetzen können, weil es ihnen an den erforderlichen großen Mitteln fehlt, weil nicht genügend erfahrene landwirtschaftliche Genossenschafter zur Verfügung stehen und das landwirtschaftliche Genossenschaftsrecht noch ganz ungenügend ausgebildet ist. Hier wäre in erster Linie eine gewisse Leistungspflicht zu statuieren.

Einmal müßte eine Zwangsorganisation möglich sein, sodann müßte, analog dem Schöffenamte, eine Pflicht zur Übernahme von Ehrenämtern festgestellt werden. Ferner müßte die Ausbildung von Fachleuten des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens gefördert werden. Vor allem aber wäre durch Kapitalshingabe von seiten des Staates der Ausbreitung des Genossenschaftswesens auf alle Zweige der landwirtschaftlichen Tätigkeit, die sich dafür überhaupt eignen, nach Kräften Vorschub zu leisten. Bisher sind ja schon alle möglichen Arten von Genossenschaften in Deutschland vorhanden. Die meisten und besten von ihnen wirken aber nur auf relativ eng umgrenztem Gebiet. Dahin gehören zum Beispiel die Molkereigenossenschaften, die Tierzuchtgenossenschaften, die Milchkontrollgenossenschaften usw. Hier wäre ganze Arbeit zu tun, die zweifellos außerordentlich günstige Erfolge erzielen würde.

Ein besonderer Gegenstand solcher genossenschaftlichen Arbeit wäre die genossenschaftliche Maschinenhaltung. Gegenwärtig bedient sich in Deutschland der Großbetrieb nur dann der Maschinen, wenn er damit billiger wekommt als mit menschlichen Arbeitskräften. Der Kleinbetrieb aber macht von ihnen nicht einmal in diesem Umfang Gebrauch.²⁾ Der Grund liegt darin, daß viele wirtschaftlich sehr gut arbeitende und ökonomisch trefflich rentierende landwirtschaftliche Maschinen in einem Familienbetrieb nicht genügend ausgenutzt werden können. Hier hätte das Genossenschaftswesen einzugreifen, diese Maschinen auf gemeinschaftliche Kosten zu beschaffen und sie und das zu ihrer Bedienung erforderliche technische Personal ebenfalls auf gemeinschaftliche Kosten zu erhalten. Gleichzeitig müßte aber diese Genossenschaft die juristische Befugnis besitzen einen verpflichtenden Benutzungsplan für diese Maschinen aufzustellen. Das wäre sogar das allernotwendigste dabei; denn bisher ist die Gründung solcher Genossenschaften gewöhnlich an der mangelnden Verträglichkeit der Genossenschafter gescheitert. Hier, wo wegen der Eigenbrötelei des deutschen Bauern reine Freiwilligkeit nicht genügt, müßte eben eine Zwangsorganisation geschaffen werden, damit der Bauer lernt Solidarität und Disziplin auch dann zu üben, wenn sie in seinen Betrieb unbehaglich eingreifen. So, wie heutzutage jedes Volk und jeder Staat sich um eines gemeinsamen höhern Interesses willen gewisse Beschränkungen ihrer Souveränität gefallen lassen müssen, so muß auch der selbstherrlichste und eigenwilligste Bauer daran gewöhnt werden von dem Standpunkt des Herrn im Haus im Interesse der höhern Gemeinschaft etwas abzustreichen.

Endlich die letzte und die wichtigste Maßnahme, mag sie auch bei den städtischen Massen vorläufig noch recht unbeliebt sein: die Sicherung ausreichenden Zollschatzes für die deutsche Landwirtschaft. Dieser legt zweifellos der Masse der Konsumenten gewisse Opfer auf; allerdings nur Opfer, die in ihrem eigenen wahren Interesse liegen, auch wenn das vielleicht noch verkannt wird.³⁾ Man kann ja heute über Zollschutz für die Landwirtschaft wesentlich ruhiger sprechen als früher. Die ganz verfehlte Leidenschaft, in die sich unsere Partei der Zollpolitik gegenüber hineingeredet hatte, ist

²⁾ Grundsätzlich und im einzelnen sehr gut ist die Darstellung der Maschinenarbeitsfrage in der Landwirtschaft bei David Sozialismus und Landwirtschaft I (Berlin 1903/; wohl der beste und verständlichste Teil des auch heute noch ansehnlichen und lehrreichen Werkes.

³⁾ Siehe darüber auch Kloth Sind die Gewerkschaften Vertreter der Konsumenten oder der Produzenten?, in den Sozialistischen Monatsheften, 1917 III, Seite 1111 ff.

durch die Not der letzten Jahre ausgetrocknet. Trotzdem wird es bei den Massen des arbeitenden Volks und insbesondere bei ihren Führern noch einer beträchtlichen Selbstüberwindung bedürfen, bis sie sich wirklich mit diesem Gedanken ausgesöhnt haben werden. Aber diese moralische Leistung muß vollbracht werden, wenn wir wirklich nach dem Krieg die deutsche Landwirtschaft zu einem Leben erstehen lassen wollen, das noch reicher und fruchtbarer ist als es vor dem Krieg war.

Zu alledem kommt noch eine technische Notwendigkeit, die ebenfalls eine große Arbeitsbelastung darstellt. Unsere landwirtschaftliche Statistik bedarf eines vollkommenen Neuaufbaus. Das wird man ja wohl nach den Erfahrungen dieses Krieges nicht erst lang und breit auseinandersetzen brauchen. Wie es gemacht werden muß, das läßt sich aus jedem Lehrbuch der Statistik ersehen. Es muß aber betont werden, daß alle anderen Vorschläge, so wichtig und notwendig jeder einzelne von ihnen auch ist, doch nur Stückwerk bleiben müssen, wenn diese letzte Forderung unerfüllt bleibt. Erst ihre Erfüllung sichert nämlich die Möglichkeit vollkommen systematischen Arbeitens.

Das wäre in kurzen Zügen ein Programm der Produzentenpolitik im Bereich der Landwirtschaft, wie es nach dem Krieg sogleich mit vollem Ernst und mit höchster Energie in Angriff genommen werden müßte. An diesen Gedanken muß man sich jetzt im Krieg schon gewöhnen. Ich schweige ganz davon, daß die soziale Strukturveränderung des deutschen Volkes, die von dieser Reform zu erwarten ist, ebenfalls wesentlich außenpolitische Bedeutung hat. Es muß aber immer wieder darauf hingewiesen werden, daß das Ziel der Sicherung niemals erreicht werden kann, wenn wir nicht in weit höherem Maß als bisher die Eigenversorgung des deutschen Landes und Volkes mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen sicherstellen. Der größte Dienst geschieht dadurch der Arbeiterschaft; sie wird den größten Vorteil davon haben. Deshalb sollte endlich die deutsche Sozialdemokratie für solche aufbauende, produktionsfördernde Politik die ganze Wucht ihrer politischen Stoßkraft einsetzen.

PAUL UMBREIT · ARBEITS- UND WOHLFAHRTS- ÄMTER BEIM WIEDERAUFBAU DEUTSCHLANDS

GEHT man nach dem Krieg daran Deutschland im Innern aufs neue aufzubauen, so wird sich bald erweisen, daß diese Aufgabe eine Reihe von Neugestaltungen nicht bloß in der Zentralverwaltung des Reiches sondern auch im Bereich der untern Verwaltung erfordert. Der Reichsgedanke ist im Krieg erstarkt und hat vor allem in der Kriegswirtschaft zu einer gesteigerten Zentralisation geführt. Aber ebensowenig ist die Dezentralisation, besonders bei der Durchführung, zu entbehren. Beide müssen zusammenwirken, um die große Aufgabe zu bewältigen.

Im Reichswirtschaftsamt ist die neue Zentralstelle für Wirtschafts- und Sozialpolitik geschaffen, nachdem diese Arbeitszweige vom Reichsamt des Innern abgelöst worden sind. Hier konzentrieren sich alle die Arbeiten, von denen wir die Erneuerung Deutschlands erwarten: die Handels- und

Wirtschaftspolitik, die Übergangswirtschaft, die Gemeinwirtschaft, sowie die allgemeine Sozialpolitik, die soziale Arbeiterpolitik und die Wohlfahrtspflege. Die Zusammenfassung dieser Aufgaben im gleichen Ressort ist notwendig; sie gewährleistet eine von sozialen Auffassungen geleitete Wirtschaftspolitik wie eine großzügige, volkswirtschaftlich orientierte Sozialpolitik. Das schließt nicht aus, daß unter der gleichen Leitung die einzelnen Zweige sich gesondert zu eigener Kraft entwickeln. So sollen besondere Unterstaatssekretariate für die Wirtschaftspolitik und für die Sozialpolitik eingerichtet werden. Für einige sozialpolitische Zweige sind schon eigene Zentralen vorhanden. Die Arbeiter- und Angestelltenversicherung schließt sich im Reichsversicherungsamt zusammen, das Arbeitsnachweiswesen in den Zentralauskunftsstellen und der Reichszentrale der Arbeitsnachweise. Für das Einigungswesen fordern wir ein Reichseinigungsamt, für das Arbeitsrecht ein Reichsarbeitsamt, für die Wohnungsreform ein Reichswohnungsamt usw. Sie alle aber unterstehen dem Reichswirtschaftsamt, das als der Vorläufer eines künftigen Reichsarbeitsministeriums zu betrachten ist. Auch bei der untern Verwaltung ist eine gewisse Arbeitsteilung nicht zu entbehren. Zurzeit sind hier nur die Versicherungs- und Oberversicherungsämter und die Einigungsämter vorhanden, die letztgenannten erst in einigen hundert Gemeinden, dazu kommen noch einige Dutzend Arbeitsämter in süddeutschen Gemeinden, die sich im wesentlichen auf die Arbeitsvermittlung beschränken, vereinzelt wohl auch hier und da ein lokales Wohnungsamt. Schon bei der Durchführung der Kriegsfürsorge hat diese bruchstückartige Organisation gründlich versagt, und nur mit Bangen kann man den großen und verantwortungsvollen Aufgaben der Übergangswirtschaft entgegensehen, von deren Durchführung die kommende Friedenswirtschaft abhängen wird; von der sozialpolitischen Neugestaltung gar nicht zu reden.

Die Aufgaben, die nach dem Krieg zu lösen sind, sowohl in den Gemeinden als auch in den Bezirken der höheren Verwaltungsbehörden, sind wirtschaftlicher und sozialpolitischer wie sozialer Natur.

Auf volkswirtschaftlichem Gebiet handelt es sich um die Förderung des Wirtschaftslebens im allgemeinen (Ausbau des Verkehrswesens, des Fachschulwesens, Lehrwerkstätten, Versuchsanstalten, Ausstellungen, Prämienwettbewerb), um die Entwicklung der Gemeinschaft (Licht- und Kraft-, Wasser- und Lebensmittelversorgung, Straßenbahnverkehr usw.) und um die Übergangswirtschaft (Rohstoffversorgung, Arbeitsbeschaffung, Hebung des Absatzes und Arbeitsvermittlung). An der Lösung dieser Aufgaben sind Arbeitgeber wie Arbeitnehmer in gleichem Maß interessiert, woraus sich die Heranziehung dieser Erwerbskreise zur Mitverwaltung, also die Übernahme dieser Aufgaben in die Selbstverwaltung der Unternehmer, Angestellten und Arbeiter ergibt. Daß die Beteiligung an der Selbstverwaltung paritätisch geregelt werden muß, unter unparteiischer Leitung, ist eine der Selbstverständlichkeiten, über die nach den Erfahrungen während des Krieges nicht mehr zu streiten ist.

Auf sozialpolitischem Gebiet müssen die Durchführung des Arbeiterschutzes, der Arbeitslosenversicherung und Erwerbslosenhilfe, die Weiterentwicklung des Arbeitsrechts, die Förderung der Tarifverträge, die Ar-

beitervertretung, das Schlichtungs- und Einigungswesen in zeitgemäßer Weise organisiert werden. Auch hier kommen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gleichberechtigt in Betracht. Es fragt sich, ob diese Aufgaben nicht zweckmäßig den selben Selbstverwaltungsorganen übertragen werden können, die für die wirtschaftlichen Aufgaben notwendig sind. Für die oberen Verwaltungsbehörden trifft dies zweifellos zu. Eine Trennung der Funktionen würde sich erst dann als notwendig erweisen, wenn sich die wirtschaftlichen und sozialpolitischen Aufgaben in diesem Bereich nicht vereinbaren ließen, oder wenn sich aus der Doppellast eine Vernachlässigung des einen oder andern Arbeitszweiges ergäbe. Beides ist kaum zu befürchten. Eine Überlastung wäre für die Dauer der Übergangswirtschaft nicht ausgeschlossen, besonders, wenn man an die Wiederbelebung der heimischen Wirtschaft durch öffentliche Aufträge und Arbeiten und durch den großen Umfang der Arbeitsvermittlung und der Erwerbslosenhilfe denkt. Diesen gesteigerten Ansprüchen könnte indes auch durch stärkere Besetzung der Ämter mit Arbeitskräften und durch Schaffung von Spezialabteilungen Rechnung getragen werden, ohne daß die Einheit zu sehr gefährdet würde. Für die Lokalverwaltung empfiehlt sich gleichfalls eine Zusammenfassung der wirtschaftlichen und sozialpolitischen Aufgaben, soweit Arbeitgeber und Arbeitnehmer daran vorzugsweise interessiert sind, unter der Leitung von örtlichen Arbeitsämtern. Ihnen ist vor allem der Arbeitsnachweis zu unterstellen, sowohl der öffentliche Nachweis als auch die mit diesem zusammenwirkenden Arbeitsnachweise der Arbeitgeber, Angestellten und Arbeiter, sowie die paritätischen Facharbeitsnachweise. Die in Norddeutschland früher beliebte Verbindung des Arbeitsnachweises mit dem Gewerbegericht sollte besser zugunsten der Errichtung selbständiger Arbeitsämter aufgegeben werden. Dagegen ist die Verbindung des Arbeitsnachweises mit der öffentlichen Erwerbslosenhilfe notwendig, schon im Interesse der Kontrolle und Arbeitsbeschaffung. Auch die Schlichtungsstellen und Einigungsämter könnten künftig besser den Arbeitsämtern als den Gewerbegerichten angegliedert werden. Daß die Arbeitsämter auch wirtschaftlichen Aufgaben und Hilfsaktionen, besonders in der Zeit der Übergangswirtschaft, dienstbar gemacht werden können, bedarf keiner Auseinandersetzung. Sie sind die gegebenen örtlichen Zentren für Ausführung öffentlicher Arbeiten, Vergabung öffentlicher Aufträge, Arbeitsbeschaffung für Frauen und für Heimarbeiter, Verteilung von Rohstoffen, Arbeitsmitteln und dergleichen auf die einzelnen Gewerbegruppen und für die Festsetzung der Bedingungen, die für öffentliche Arbeiten und Aufträge maßgebend sind. Auch hier müssen unter unparteiischer Leitung Arbeitgeber und Arbeitnehmer paritätisch vertreten sein. Soweit Arbeitsämter in einzelnen Gemeinden bereits bestehen, können sie über ihren derzeitigen Zweck der Arbeitsvermittlung hinaus für wirtschaftliche und sozialpolitische Aufgaben dienstbar gemacht werden. Insbesondere kann ihnen die Durchführung der Übergangswirtschaft im Gemeindebezirk bis auf einen Rest sozialer Funktionen übertragen werden.

Als soziale Aufgaben, für deren Durchführung andersgeartete Stellen geeigneter erscheinen, sind zu nennen: Lebensmittelfürsorge, Bekleidungsfürsorge, Wohnungsfürsorge, Armenfürsorge und persönliche Fürsorge. Bei allen diesen Aufgaben bleibt das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern außer Betracht; vielmehr sind alle Bevölkerungskreise in glei-

chem Maß davon berührt, weshalb sich eine Zusammensetzung der hierfür in Betracht kommenden Organe aus allen Schichten der Einwohnerschaft empfiehlt. In einigen Gemeinden sind städtische Wohlfahrtsämter geschaffen worden, denen nach ihrer Zusammensetzung derartige allgemeine soziale Fürsorgeaufgaben überwiesen werden könnten. Friedrich Zahn (Hamburg) macht unter Hinweis auf ein gleichartiges Vorgehen des Oberbürgermeisters von Wien den Vorschlag ein städtisches Wohlfahrtsamt für alle diejenigen Aufgaben zu errichten, für die bisher noch keine besondere Stelle zuständig war.¹⁾ Bestimmend ist für ihn dabei, daß bei solcher Beschränkung etwa vorhandene Widerstände, die von bestehenden Einrichtungen ausgehen, leichter zu überwinden wären. Darin mag sicher ein beherzigenswerter Wink liegen. Aber wenn Zahn solche Wohlfahrtsämter für Arbeitslosenfürsorge und Arbeitsnachweise empfiehlt, so möchte ich ihm auf diesem Weg nicht folgen sondern zu bedenken geben, ob man für diese Aufgaben nicht besser eine paritätische Vertretung von Arbeitgebern und Arbeitern heranzieht.

Wohlfahrtsämter sollten der allgemeinen Fürsorge gewidmet sein. Hier, wo es sich um das Gemeinwohl im weitesten Sinn handelt, ist zugleich für die Frauen ein geeignetes Wirkungsfeld zu schaffen. In der Lebensmittel-, Bekleidungs- und persönlichen Fürsorge, in der Milderung der Notlage der Kriegsinvaliden und Kriegshinterbliebenen wie auch der Kriegsgeschädigten und schließlich in der Waisen-, Mündel- und Armenfürsorge können sie ihren von weiblichem Gefühl geleiteten Gemeinsinn entfalten und manche Not lindern. Die Errichtung gemeindlicher Sozial- oder Wohlfahrtsämter schließt nicht aus, daß für einzelne Arbeitszweige besondere Ämter bestehen oder nach Bedarf geschaffen werden, wie Wohlfahrtsämter, Nahrungsmittelämter, Armenämter. Soweit sie bereits bestehen, handelt es sich meist um rein bürokratische Instanzen ohne Mitverwaltung aus dem Volk. Die Zukunft verlangt aber Organe der Selbstverwaltung der Bürgerschaft im weitestgehenden Sinn. Eine Demokratisierung dieser bestehenden Einrichtungen ist dringend erforderlich. Auch schadet es gar nichts, wenn die vorhandenen Armenämter, Wohnungsämter und Lebensmittelämter einem Sozial- oder Wohlfahrtsamt unterstellt respektive angegliedert werden, damit die Durchführung der Wohlfahrtsaufgaben mit sozialem Geist erfüllt werde. Der Dünkel, der in den meisten dieser Amtsstuben herrscht, ist unverträglich mit den Aufgaben, die wir nach diesem Krieg zu bewältigen haben.

Was hier für den Wiederaufbau nach dem Krieg vorgeschlagen wurde, dürfte den in den Gemeindeverwaltungen tätigen Arbeitervetretern manchen praktischen Fingerzeig für ihre sozialpolitische Initiative geben. In fortgeschrittenen Gemeinden wird sich unter der Einwirkung des Krieges und unter dem Druck der Verantwortung für die Durchführung der Aufgaben der Übergangszeit vielleicht die eine oder andere Reform durchsetzen lassen. Allerdings ist es recht wahrscheinlich, daß die Mehrzahl der Gemeinden sich allen solchen Reformbestrebungen gegenüber ablehnend verhalten wird. Hier wird erst eine Demokratisierung des Gemeindevahlrechts, die wiederum von der Reform der Landtagwahlrechte abhängig ist, die Voraussetzung für soziale Neugestaltung schaffen.

1) Siehe Zahn Die Organisation der Arbeitslosenunterstützung in Hamburg nach dem Kriege /Hamburg 1917, Seite 10.

ADOLF BEHNE · ÜBER DEN DICHTER HERMANN ESSIG



FEUDE ist der Grundzug in allem Schaffen Hermann Essigs. Auch wer aus dem Ganzen seiner Dichtung¹⁾ nicht sofort die strahlende Reinheit der Empfindung herausfühlt, erhält sie in einem Zug unbedingt sofort bestätigt: in der Zartheit des Ausdrucks. Ich finde da nichts so bezeichnend wie die häufig wiederkehrende Verwendung eines bestimmten Wortes zur Kennzeichnung des besonders und ausgesprochen Unsympathischen. Essig hat dafür das Wort wüst. In der Tat scheint seiner Natur bei aller leidenschaftlichen und zuweilen explosiven Gewalt nichts so fremd wie auch nur der leiseste Ausschlag in das Gewöhnliche, Stoffliche, Formlose und Rohe. Und das ist um so mehr zu bewundern, als diesen Dichter bei seiner künstlerischen Reinheit und Sicherheit kein stilistisches Ideal der (meist falsch verstandenen) Tradition leitet, kein Schielen nach Klassik, also kein Vermeiden, kein bewußtes Sichzurückhalten, er im Gegenteil gerade zu den ganz Seltenen gehört, die es wirklich wagen in unbedingter Kraft das Letzte zu sagen. Ganz gewiß scheut Essig vor keiner Derbheit, vor keiner Vernichtung der letzten Hülle zurück, so wenig wie etwa der junge Schiller, an den der Landsmann Essig in manchem Zug (selbstverständlich weit jenseits jeder bewußten Angleichung) erinnert. Aber trotzdem niemals ein Abgleiten in das »Wüste«. Der Grundzug ist eine ausgesprochene Zartheit des Empfindens, auch dort, wo es sich zur brausenden Gewalt erhebt, und eine der schönsten Eigenschaften seiner Dramen ist der feine Takt, mit dem er seine Gestalten repräsentieren läßt, wie etwa die Schwarzwaldbauern bei der Totenfeier im Held vom Wald. Auch an die schöne Szene wäre zu erinnern, in der Alber vom kranken Eisenbraun Abschied nimmt: aus Des Kaisers Soldaten. Es gibt bei Essig kein saloppes Schwatzen wie der Schnabel naturalistisch gewachsen ist; der Ausdruck ist unter allen Umständen ein delikater und gewählter, manchmal eingeschliffen diplomatischer. Er übertrifft hierin weit die stolzesten Brokatverse etwa eines Wiener Eklektizisten. Nur ist hier einem Mißverständnis besser von vornherein vorzubeugen: Es wird Essigs Zartheit gewiß sofort jeder empfinden, der ein ursprüngliches unverbildetes Gefühl sich bewahrt hat. Wer jedoch unter Feinheit sich nichts anderes vorstellen kann als die Gesellschaftlichkeit des guten Tons, der mag getrost über diesen Dichter die Nase rümpfen, für ihn schreibt Hermann Essig nicht.

Alles in allem läßt sich die sinnliche Erscheinung seiner Dramen dahin charakterisieren, daß sie einem gesunden, vollblütigen, reichen Körpergebilde gleiche. Wir finden bei Essig niemals, daß seine Dramen mehr nur einem Knochengerüst, einem Skelett ähnlich sehen, wie es häufig der Fall ist bei solchen Dramen, an deren Produktion mehr der Verstand als die Empfindung beteiligt gewesen ist. Vielmehr hat bei Essig auch die sinnliche Er-

¹⁾ Hermann Essigs Arbeiten erschienen in nachstehender Folge: Napoléons Aufstieg, Schauspiel /1903 bis 1905/, Mariä Heimsuchung, Tragödie /1909/, Die Weiber von Weinsberg, Lustspiel /1909/, Die Glückskuh, Lustspiel /1910/, Furchtlos und treu, Drama /1911/, Der Frauenmut, Lustspiel /1912/, Der Held vom Wald, Schauspiel /1912/, Ihr stilles Glück —, Drama /1912/, Der Überteufler, Tragödie /1912/, Ein Taubenschlag, Lustspiel /1912/, Des Kaisers Soldaten, Schauspiel /1913/, Der Schweinepriester, Lustspiel /1914/, Pharaos Traum, Lustspiel /1916/, Pastor Rindileisch, Lustspiel /1916/, Zwölf Novellen /1916/, Der Watterfrosch, Erzählung /1917/. Sie kamen teils im Verlag Der Sturm in Berlin teils bei Kurt Wolff in Leipzig heraus; dazu zwei bei Cotta in Stuttgart und eins bei Fleischel in Berlin.



scheinung die überhaupt für sein Schaffen charakteristische Totalität: Seine Dramen haben Blutadern und Nervenbahnen, Muskeln, Gallert und Sehnen, ja auch Fleischlager und elastische Knorpel, und daher rührt ihre Fähigkeit in sich zu vibrieren, zu federn. Daß sie einfach seien, kann man also von Essigs Dramen so wenig sagen wie von irgendeinem wahren Kunstwerk. Sie scheinen wie dieses einfach, weil sie mit ihrem Reichtum überzeugend das Rechte anzufangen wissen. Aber hinter ihrem einfachen Ausdruck steckt Vielfältigkeit, arbeitet das Leben in seiner Kompliziertheit.

Was also den Eindruck der einladenden Einfachheit macht, das ist in Wahrheit doch etwas anderes, nämlich die blühend selbstverständliche Bildhaftigkeit alles Geschehens. Essig gehört nicht zu den Symbolisten, aber ebenso wenig zu den Naturalisten. Er ist (anders läßt es sich kaum bezeichnen) bildhaft. Deshalb erschöpfen sich seine Gestalten, seine Handlungen nicht im Modellhaften, aber deshalb auch knicken sie nicht um ins unvermittelt Begriffliche. Sie haben keine *eigentliche* Bedeutung, der gegenüber ihre sinnliche Wirkung etwas Uneigentliches wäre, sondern sie sind von ihrer Entstehung her selbst letzte prägnanteste Formen. Alle Empfindung wird bei Essig von selbst zur bildhaften Gestalt, wofür die blutvoll im Stück thronende, aber dem Dichter selbst geheimnisvolle Gestalt des Ritters Roland im Frauenmut ein Beispiel sein kann. Es ist verkehrt hinter den Dingen

bei ihm einen Doppelsinn zu suchen. Denn wer die Sinnlichkeit dieser Dramen nur wirklich in sich aufnimmt, der erlebt den Sinn ohne weiteres und im ganzen.

Und im ganzen. Darauf liegt hier der Nachdruck. Anders kann es ja gar nicht sein, weil Essigs Dramen stets und unbedingt eine Einheit sind, eine ebensolche Einheit wie ein funktionierender Körper. Aber auch schon in ihrer Entstehung sind sie eine Einheit, weil ihr Ursprung im Erleben, im Außerintellektuellen liegt. Alles, was sie sind, können sie also nur als Ganzes sein. Daher ist es vollständig unmöglich aus einem Essigschen Drama eine Sentenz, ein Zitat, ein geistreiches Aperçu zu destillieren. Wie Essig sein Drama will, könnte jede lösbare geistreiche Stelle nur ein künstlerischer Fehler sein. Denn die Figur, die ein Sprichwort, einen Zitatenschatz spräche, müßte in diesem Moment aus dem Ganzen heraustreten, müßte sich ihrer selbst bewußt werden als eine vorgeschobene Gestalt, kurz, die gesamte Grundlage dieses Dramas käme ins Wanken. Man wird daher stets finden, daß Essigs Gestalten völlig in sich beruhen, niemals zur Außenwelt hinaussehen, daß sie ganz unbedingt sachlich bleiben. Und gerade in dieser Sachlichkeit liegt vielleicht der Schlüssel zum Geheimnis dieser Kunst.


Wenn nämlich Essigs Menschen stets alle unbedingt sachlich sind, also von sich aus nicht das geringste tun, damit ein Drama zustande komme, und wenn andererseits nun doch ein so schlagend lebendiges, bildhaft überzeugendes Drama entsteht, dann muß wohl vom Dichter eine Fabel ersonnen sein, die so elementar, so endgültig und notwendig enthüllend ist, daß, je mehr die Gestalten ausschließlich in ihrer Sphäre und ausschließlich für ihre Zwecke handeln, das Ganze nur um so prächtiger und lebendiger sich verzahnt, sich schichtet und vernietet, sich zusammenschiebt und gleichsam in einem Kampf sich emporschraubt. Und so ist es in der Tat. Der Dichter, der die Erscheinungswelt seiner Dramen so rein aus der Empfindung hebt, der keinerlei Anspruch der Absichtlichkeit im Herausstellen, in der Sichtbarmachung anerkennt, der die Gestalten schreiten, reden und schweigen läßt, als hätten sie mit seinen eigenen Gedanken nicht das mindeste mehr zu schaffen, als folgten sie tatsächlich losgelöst nur ihrer eigenen Empfindung, dieser Dichter ist zugleich ein großartiger Konstrukteur. Und daß er eben diese beiden Elemente trägt, das macht seine seltene Bedeutung aus. Wie es der Ruhm seiner Dramen in ihrer Erscheinungswelt ist, daß sie ganz Empfindung sind, so ist es vielleicht der noch höhere Ruhm seiner Dramen in ihrer Gliederung und in ihrem Zusammenhalt, daß sie unerbittliche, letzte, unnachgiebigste, kein Ausweichen duldende Konstruktion sind. Vielleicht legt der Dichter für seine Person auf diese gespannteste Konstruktion sogar noch den höhern Wert gegenüber der schwebenden Getränktheit der Empfindung, die dann für die sinnliche Erscheinung den Aufnehmenden beglückt, so wie vielleicht der gotische Baumeister an seinem Werk mehr noch als die köstliche Fülle seiner Wandungen die unsterbliche Kühnheit der Konstruktion liebte. Jedenfalls würden wir dem Dramatiker Hermann Essig niemals Verständnis bezeugen, wenn wir nicht imstande wären uns an der blitzenden, überraschenden und kühn gereckten Konstruktion seiner Dramen mit zu freuen.

Vor allem aber müssen wir verstehen, daß die Konstruktion eines Essigschen Dramas etwas völlig anderes ist als das, was man als dramaturgischen Auf-

bau zu bezeichnen, zu lehren und zu fordern pflegt. So wenig wie ... der Charakterisierung seiner Dramen als *Tragödie* oder *Komödie* erkennt Essig im Aufbau seiner Dramen irgendwelche traditionellen geheiligten Gesetze an. Jede Akademie fehlt bei ihm. Jedes seiner Dramen trägt bis in das letzte und einzelne sein eigenes Gesetz, das aus seiner Idee fließt, der Ausdruck seiner Idee ist, von dieser nicht zu trennen. Freilich teilen Essigs Dramen mit der Mehrzahl der klassischen Werke die Teilung in meistens 5 Akte und manches andere Geläufige. Aber es ist ja auch selbstverständlich, daß der gleiche Sinn aller guten Dramatik: nämlich sichtbare Architektur auf einer Bühne zu werden, gewisse elementare Grundformen schaffen muß. An irgendeiner solchen zu rühren, noch dazu ohne Grund, kann gerade Essig am wenigsten einfallen, denn einmal ist er auch darin unbedingt sachlich, daß er kein willkürlicher Formveränderer ist, und zum andermal sind seine Dramen in höchstem Maß ganz präzise für die Bühne gedacht. Keine Spur von Buchdrama haftet an ihnen. Sichtbar müssen diese Dinge werden, dazu drängt gewaltig ihre Fülle und ihre runde Gestalt; aufgeführt, aufgebaut müssen diese Dramen räumlich werden, das fordert ihre innere Architektur. Erst auf der Bühne wird alle die Schönheit ganz fühlbar; denn auf der Tracht, auf der Situation, auf dem Gemälde mit beruht ja so viele letzte Eindringlichkeit, die im Buch nur angedeutet bleibt, und erst in der sichtbaren Entwicklung auf der Bühne wirken sich völlig aus die gespannten Bögen, die funkelnden Spitzen, die offenen Fenster, die Wölbungen und Endigungen in der stets eindrucksvollen, oft ganz entscheidenden Prägnanz der Bewegungen des einzelnen, der Gruppen, der Szenen und Akte.

Deshalb läßt sich wohl verstehen, wie sehr der Dichter unter dem Schicksal gelitten hat, das seine Dramen so lange von der Bühne zurückhielt, läßt sich aber auch von vornherein erklären, daß die übliche lyrische Art Regie zu führen, die heute noch immer so große Triumphe feiert, der Essigschen Dramatik niemals ganz gerecht werden kann.

WALLY ZEPLER · DIE ENGLISCHE UND DIE RUSSISCHE FRAU

NSERE Beobachtungen über die gesellschaftliche Stellung des weiblichen Geschlechts pflegen sich gewöhnlich an die Tatsachen zu halten. Wir untersuchen die Gesetzesparagrafen, denen es unterworfen ist, die Bedingungen seiner Arbeit, seine Leistung auf den verschiedenen Gebieten. Es gibt indes noch etwas anderes: etwas Unausgesprochenes, Ungreifbares, vielleicht auch Unbeweisbares, von dem doch jeder fühlt, daß es vorhanden ist, und dem sich jeder unbewußt beugt: die psychologischen Untergründe in der Wertung der Frau, ihr Einfluß auf das innere Leben der Menschen, gleichsam die molekulare Mischung des männlichen und weiblichen Elements in der Gesellschaft. Diese Erscheinungen sind nicht, wie im wesentlichen jenes Tatsächliche, überall die gleichen. In tiefem Zusammenhang mit der psychischen und kulturellen Eigenart der Völker und Gruppen, herausgewachsen aus ihrer Geschichte, zeigen sie wie im Spiegel deren Mentalität, Besonderheiten, die über Jahrhunderte die Volksentwicklung begleiten und im Leben, in der Kunst, in der äußern Erscheinung der Frau jeder schärfern Be-

obachtung sichtbar sind. Eine Reihe von Möglichkeiten ist hier Wirklichkeit geworden, von denen jede als Urbild der Zukunft genommen werden könnte, und von denen doch wohl in Wahrheit nur eine die Zukunft in ihrem Schoß birgt.

Der deutsche Frauentypus ist uns bekannt. Der Einbruch des Neuen hat ihn in seinem Grundwesen kaum wandeln können, die neuen Frauen bleiben vorläufig im Volksbewußtsein nur eine fremdartige, dem genuinen Charakter aufgepfropfte Art; mit kaum nennenswerten Ausnahmen hat auch die Kunst bei uns noch nicht versucht sie uns nahezubringen. Die echte deutsche Frau ist nach wie vor die Hausfrau, die Familienmutter. Für ihr eigenes Gefühl wie für das des Mannes. Haben wirtschaftliche Verhältnisse sie gleich der Frau anderer Länder in die Außenwelt getrieben, ihre Seele haftet dennoch an ihrer eigentlichen Heimat: dem Hause. Hier erst findet sie sich geborgen. Das stellt selbstverständlich nur die Allgemeinempfindung dar. Es wird im Einzelfall durchbrochen, und es gilt typisch nicht mehr für die kleine Zahl der sogenannten neuen Frauen. Aber es ist nach wie vor die Volksanschauung (auch in der Arbeiterklasse) und gibt deshalb unserem Leben noch immer die Färbung.

An dem deutschen Frauentypus kann man die Strebungen der weiblichen Psyche, die in eine (gleichviel, ob herbeigesehnte oder unerwünschte) Zukunft weisen, nicht wirklich kennenlernen; dazu bewegt er sich zu sehr auf mittlerem Niveau, ihm fehlt in seiner Gesamtheit das Extreme, das absolut Ausgesprochene, das zu einer bestimmten begeisterten oder ablehnenden Stellungnahme zwingt. Auch den französischen Frauentypus müssen wir hier beiseite lassen. Er ist zu kompliziert, wie der Geist des französischen Volkes überhaupt, er erschließt sich dem, der die Grundlage alles Menschlichen sucht, wohl ganz anders als an der Oberfläche der Betrachtung, die uns allen geläufig ist, und die dem Durchschnittsbürger das Bild der eleganten Mondäne oder Kokotte, dem Durchschnittsnob das Bild der nur erotisch faszinierenden Amoureuse zeigt. Wollten wir einmal in die Tiefen des Völkerlebens hinabsteigen, so würden wohl die meisten unserer altgewohnten Vorstellungen zusammenstürzen, und wir würden erkennen, daß das Menschliche in allen Nationen denn doch ganz anders aussieht als die schematische, gedankenlos aufgestellte und stets gedankenlos nachgesprochene Rubrizierung (die meist dazu da ist unserer Eitelkeit zu schmeicheln) als feststehende Tatsache erscheinen läßt.

Stellt man die besondere Frage nach der Stellung der Frau zum allgemeinen Menschentum, das heißt nach der Gleich- oder Verschiedenachtung der menschlichen Persönlichkeit bei Mann und Frau, so muß man, um die richtunggebenden Gegensätze zu erkennen, diejenigen Typen nehmen, die in dieser Hinsicht prinzipiell am meisten gegen einander stehen. Und als solche bieten sich uns die englische und die russische Frau.

ES ist nicht so leicht den psychologischen Untergrund der Stellung der englischen, besser: der angelsächsischen, Frau, der Engländerin wie der Amerikanerin, aufzuhellen. Er liegt nicht im Praktischen, bedeutet keine Wertschätzung eines Hausfrauentums, auch nicht in den Sinnen, bedeutet keine erotische Herrschaft. Die Entwicklung dieses angelsächsischen Geschlechts-

geföhls, wenn man es so nennen will, entstammt wahrscheinlich mehr historisch-politischen Gründen. Sie hängt mit dem Machtbewußtsein des Engländers zusammen, seinem unerschütterlichen Glauben an seine ewige Berufung als Kulturträger der Erde.

Die englische Frau ist die Herrscherin in der Gesellschaft. Sie ist der eigentliche Mittelpunkt, um den sich das Leben dreht. Sie ist die Tonangebende, die Führende in den Beziehungen zwischen Mann und Weib. Das drückt sich unbewußt und absichtslos in aller dichterischen Gestaltung aus. Selbst wo der Dichter individuell nicht etwa hervorragende Frauen hinstellen will, werden sie meist zu den geistig Bedeutenderen, den Klügeren, Weiterschauenden. Es sind fast stets die Frauen, durch die der Lebenskoroll sich löst. Selten findet sich in der englischen Durchschnittsromanliteratur ein weibliches Wesen, das nicht von Edelmut, Zauber und allen möglichen schönen Eigenschaften förmlich trieft. Nicht die Frau, der Mann beschwört fast immer das Unheil herauf, weil er sich ihrer Seelengröße unwürdig zeigt. Dabei spielt die Erotik eine äußerst geringe Rolle. Vergebens sucht man in englischen Büchern nach einer Andeutung jenes undefinierbaren, ebenso animalischen wie höchstvergeistigten Reizes der Frauen, dem der Franzose überall nachspürt. Es ist charakteristisch, daß zum Beispiel (in einem Galsworthyschen Roman) von einer Frau, die dieses Erotisch-Sinnliche ausnahmsweise einmal besitzt, gesagt wird: sie wirke beinahe wie eine Französin.

Das Herrschende in der Frau ist hier also nicht ihre Geschlechtlichkeit sondern ihr Weibsein, ihre weibliche Seelen- und Geistesgröße. Sie ist ohne weiteres die Überlegene. Dem Einfluß dieser angelsächsischen Empfindungsweise kann sich sogar ein sonst so unabhängiger Spötter wie Bernard Shaw nicht entziehen. Entthront er auch alle Götter und Helden, vor der Hoheit weiblicher Wesen scheut sein karikierender Griffel unwillkürlich zurück. Auch er beugt sich vor dem weiblichen Urteil: durch die Frauen pflegt er die Männer, ihre scheinbare Größe, ihren erheuchelten Mut, ihre Klugheit ad absurdum zu führen. Selbst im Kampf mit einem Napoléon behält bei Shaw eine Frau die Siegespalme. Bezeichnend für englisches Empfinden sind die Beziehungen der Frau zum Mann in Candida. Candidas Überlegenheit läßt hier die beiden männlichen Helden wie unreife Burschen erscheinen, die die weise-verstehende Milde der Frau am Gängelband führt. Die Männer unterwerfen sich blind Candidas Schiedsspruch, der besonders für ihren Gatten nicht eben schmeichelhaft ist, wenn sie sich auch für ihn entscheidet. Ja, sie bleibt bei ihm gerade um seiner Schwäche willen. Es ist, als wäre hier die deutsche Auffassung in ihr direktes Gegenteil verkehrt: Nicht der Mann, die Frau ist der Beschützer. Candida durchdringt vollkommen die hohle Phrasenhaftigkeit von Morells Predigertum, das ihm die Offenbarung seiner Seele dünkt; sie zeigt ihm schonungslos seine Lächerlichkeit. Dennoch behauptet sie ihn zu lieben. Diese Umkehrung des typisch deutschen Verhältnisses hat für uns etwas Entwürdigendes. Den Engländer setzt es nicht in Erstaunen. Nun besteht aber in diesen beiden Typen ein ausschlaggebender Unterschied, der eben den springenden Punkt der angelsächsischen Frauenbetrachtung trifft. Der deutsche Mann stützt sich auf eine tatsächliche Überlegenheit. Er ist wirklich der Kenntnisreichere, Weitere, der Schaffende; es ist also ein sachliches Recht in sei-

ADOLF BEHNE · ÜBER DEN DICHTER HERMANN ESSIG



FEINHEIT ist der Grundzug in allem Schaffen Hermann Essigs. Auch wer aus dem Ganzen seiner Dichtung¹⁾ nicht sofort die strahlende Reinheit der Empfindung herausfühlt, erhält sie in einem Zug unbedingt sofort bestätigt: in der Zartheit des Ausdrucks. Ich finde da nichts so bezeichnend wie die häufig wiederkehrende Verwendung eines bestimmten Wortes zur Kennzeichnung des besonders und ausgesprochen Unsympathischen. Essig hat dafür das Wort wüst. In der Tat scheint seiner Natur bei aller leidenschaftlichen und zuweilen explosiven Gewalt nichts so fremd wie auch nur der leiseste Ausschlag in das Gewöhnliche, Stoffliche, Formlose und Rohe. Und das ist um so mehr zu bewundern, als diesen Dichter bei seiner künstlerischen Reinheit und Sicherheit kein stilistisches Ideal der (meist falsch verstandenen) Tradition leitet, kein Schielen nach Klassik, also kein Vermeiden, kein bewußtes Sichzurückhalten, er im Gegenteil gerade zu den ganz Seltenen gehört, die es wirklich wagen in unbedingter Kraft das Letzte zu sagen. Ganz gewiß scheut Essig vor keiner Derbheit, vor keiner Vernichtung der letzten Hülle zurück, so wenig wie etwa der junge Schiller, an den der Landsmann Essig in manchem Zug (selbstverständlich weit jenseits jeder bewußten Angleichung) erinnert. Aber trotzdem niemals ein Abgleiten in das »Wüsten«. Der Grundzug ist eine ausgesprochene Zartheit des Empfindens, auch dort, wo es sich zur brausenden Gewalt erhebt, und eine der schönsten Eigenschaften seiner Dramen ist der feine Takt, mit dem er seine Gestalten repräsentieren läßt, wie etwa die Schwarzwaldbauern bei der Totenfeier im Held vom Wald. Auch an die schöne Szene wäre zu erinnern, in der Alber vom Kranken Eisenbraun Abschied nimmt: aus Des Kaisers Soldaten. Es gibt bei Essig kein saloppes Schwatzen wie der Schnabel naturalistisch gewachsen ist; der Ausdruck ist unter allen Umständen ein delikater und gewählter, manchmal ein geschliffen diplomatischer. Er übertrifft hierin weit die stolzesten Brokatverse etwa eines Wiener Eklektizisten. Nur ist hier einem Mißverständnis besser von vornherein vorzubeugen: Es wird Essigs Zartheit gewiß sofort jeder empfinden, der ein ursprüngliches unverbildetes Gefühl sich bewahrt hat. Wer jedoch unter Feinheit sich nichts anderes vorstellen kann als die Gesellschaftlichkeit des guten Tons, der mag getrost über diesen Dichter die Nase rümpfen, für ihn schreibt Hermann Essig nicht.

Alles in allem läßt sich die sinnliche Erscheinung seiner Dramen dahin charakterisieren, daß sie einem gesunden, vollblütigen, reichen Körpergebilde gleiche. Wir finden bei Essig niemals, daß seine Dramen mehr nur einem Knochengerüst, einem Skelett ähnlich sehen, wie es häufig der Fall ist bei solchen Dramen, an deren Produktion mehr der Verstand als die Empfindung beteiligt gewesen ist. Vielmehr hat bei Essig auch die sinnliche Er-

¹⁾ Hermann Essigs Arbeiten erschienen in nachstehender Folge: Napoléons Aufstieg, Schauspiel /1903 bis 1905/, Mariä Heimsuchung, Tragödie /1909/, Die Weiber von Weinsberg, Lustspiel /1909/, Die Glückskuhle, Lustspiel /1910/, Furchtlos und treu, Drama /1911/, Der Frauenmut, Lustspiel /1912/, Der Held vom Wald, Schauspiel /1912/, Ihr stilles Glück —!, Drama /1912/, Der Überteufel, Tragödie /1912/, Ein Taubenschlag, Lustspiel /1912/, Des Kaisers Soldaten, Schauspiel /1913/, Der Schweinepriester, Lustspiel /1914/, Pharaos Traum, Lustspiel /1916/, Pastor Rindfleisch, Lustspiel /1916/, Zwölf Novellen /1916/, Der Wetterhresch, Erzählung /1917/. Sie kamen teils im Verlag Der Sturm in Berlin teils bei Kurt Wolff in Leipzig heraus, dazu zwei bei Cotta in Stuttgart und eins bei Fleischel in Berlin.



scheinung die überhaupt für sein Schaffen charakteristische Totalität: Seine Dramen haben Blutadern und Nervenbahnen, Muskeln, Gallert und Sehnen, ja auch Fleischlager und elastische Knorpel, und daher rührt ihre Fähigkeit in sich zu vibrieren, zu federn. Daß sie einfach seien, kann man also von Essigs Dramen so wenig sagen wie von irgendeinem wahren Kunstwerk. Sie scheinen wie dieses einfach, weil sie mit ihrem Reichtum überzeugend das Rechte anzufangen wissen. Aber hinter ihrem einfachen Ausdruck steckt Vielfältigkeit, arbeitet das Leben in seiner Kompliziertheit.

Was also den Eindruck der einladenden Einfachheit macht, das ist in Wahrheit doch etwas anderes, nämlich die blühend selbstverständliche Bildhaftigkeit alles Geschehens. Essig gehört nicht zu den Symbolisten, aber ebenso wenig zu den Naturalisten. Er ist (anders läßt es sich kaum bezeichnen) bildhaft. Deshalb erschöpfen sich seine Gestalten, seine Handlungen nicht im Modellhaften, aber deshalb auch knicken sie nicht um ins unvermittelt Begriffliche. Sie haben keine *eigentliche* Bedeutung, der gegenüber ihre sinnliche Wirkung etwas Uneigentliches wäre, sondern sie sind von ihrer Entstehung her selbst letzte prägnanteste Formen. Alle Empfindung wird bei Essig von selbst zur bildhaften Gestalt, wofür die blutvoll im Stück thronende, aber dem Dichter selbst geheimnisvolle Gestalt des Ritters Roland im Frauenmut ein Beispiel sein kann. Es ist verkehrt hinter den Dingen

bei ihm einen Doppelsinn zu suchen. Denn wer die Sinnlichkeit dieser Dramen nur wirklich in sich aufnimmt, der erlebt den Sinn ohne weiteres und im ganzen.

Und im ganzen. Darauf liegt hier der Nachdruck. Anders kann es ja gar nicht sein, weil Essigs Dramen stets und unbedingt eine Einheit sind, eine ebensolche Einheit wie ein funktionierender Körper. Aber auch schon in ihrer Entstehung sind sie eine Einheit, weil ihr Ursprung im Erleben, im Außerintellektuellen liegt. Alles, was sie sind, können sie also nur als Ganzes sein. Daher ist es vollständig unmöglich aus einem Essigschen Drama eine Sentenz, ein Zitat, ein geistreiches Aperçu zu destillieren. Wie Essig sein Drama will, könnte jede lösbare geistreiche Stelle nur ein künstlerischer Fehler sein. Denn die Figur, die ein Sprichwort, einen Zitatenschatz spräche, müßte in diesem Moment aus dem Ganzen heraustreten, müßte sich ihrer selbst bewußt werden als eine vorgeschobene Gestalt, kurz, die gesamte Grundlage dieses Dramas käme ins Wanken. Man wird daher stets finden, daß Essigs Gestalten völlig in sich beruhen, niemals zur Außenwelt hinaussehen, daß sie ganz unbedingt sachlich bleiben. Und gerade in dieser Sachlichkeit liegt vielleicht der Schlüssel zum Geheimnis dieser Kunst.


Wenn nämlich Essigs Menschen stets alle unbedingt sachlich sind, also von sich aus nicht das geringste tun, damit ein Drama zustande komme, und wenn andererseits nun doch ein so schlagend lebendiges, bildhaft überzeugendes Drama entsteht, dann muß wohl vom Dichter eine Fabel ersonnen sein, die so elementar, so endgültig und notwendig enthüllend ist, daß, je mehr die Gestalten ausschließlich in ihrer Sphäre und ausschließlich für ihre Zwecke handeln, das Ganze nur um so prächtiger und lebendiger sich verzahnt, sich schichtet und vernietet, sich zusammenschiebt und gleichsam in einem Kampf sich emporschraubt. Und so ist es in der Tat. Der Dichter, der die Erscheinungswelt seiner Dramen so rein aus der Empfindung hebt, der keinerlei Anspruch der Absichtlichkeit im Herausstellen, in der Sichtbarmachung anerkennt, der die Gestalten schreiten, reden und schweigen läßt, als hätten sie mit seinen eigenen Gedanken nicht das mindeste mehr zu schaffen, als folgten sie tatsächlich losgelöst nur ihrer eigenen Empfindung, dieser Dichter ist zugleich ein großartiger Konstrukteur. Und daß er eben diese beiden Elemente trägt, das macht seine seltene Bedeutung aus. Wie es der Ruhm seiner Dramen in ihrer Erscheinungswelt ist, daß sie ganz Empfindung sind, so ist es vielleicht der noch höhere Ruhm seiner Dramen in ihrer Gliederung und in ihrem Zusammenhalt, daß sie unerbittliche, letzte, unnachgiebigste, kein Ausweichen duldende Konstruktion sind. Vielleicht legt der Dichter für seine Person auf diese gespannteste Konstruktion sogar noch den höhern Wert gegenüber der schwebenden Getränktheit der Empfindung, die dann für die sinnliche Erscheinung den Aufnehmenden beglückt, so wie vielleicht der gotische Baumeister an seinem Werk mehr noch als die köstliche Fülle seiner Wandungen die unsterbliche Kühnheit der Konstruktion liebte. Jedenfalls würden wir dem Dramatiker Hermann Essig niemals Verständnis bezeugen, wenn wir nicht imstande wären uns an der blitzenden, überraschenden und kühn gereckten Konstruktion seiner Dramen mit zu freuen.

Vor allem aber müssen wir verstehen, daß die Konstruktion eines Essigschen Dramas etwas völlig anderes ist als das, was man als dramaturgischen Auf-

bau zu bezeichnen, zu lehren und zu fordern pflegt. So wenig wie ... der Charakterisierung seiner Dramen als *Tragödie* oder *Komödie* erkennt Essig im Aufbau seiner Dramen irgendwelche traditionellen geheiligten Gesetze an. Jede Akademie fehlt bei ihm. Jedes seiner Dramen trägt bis in das letzte und einzelne sein eigenes Gesetz, das aus seiner Idee fließt, der Ausdruck seiner Idee ist, von dieser nicht zu trennen. Freilich teilen Essigs Dramen mit der Mehrzahl der klassischen Werke die Teilung in meistens 5 Akte und manches andere Geläufige. Aber es ist ja auch selbstverständlich, daß der gleiche Sinn aller guten Dramatik: nämlich sichtbare Architektur auf einer Bühne zu werden, gewisse elementare Grundformen schaffen muß. An irgendeiner solchen zu rühren, noch dazu ohne Grund, kann gerade Essig am wenigsten einfallen, denn einmal ist er auch darin unbedingt sachlich, daß er kein willkürlicher Formveränderer ist, und zum andernmal sind seine Dramen in höchstem Maß ganz präzise für die Bühne gedacht. Keine Spur von Buchdrama haftet an ihnen. Sichtbar müssen diese Dinge werden, dazu drängt gewaltig ihre Fülle und ihre runde Gestalt; aufgeführt, aufgebaut müssen diese Dramen räumlich werden, das fordert ihre innere Architektur. Erst auf der Bühne wird alle die Schönheit ganz fühlbar; denn auf der Tracht, auf der Situation, auf dem Gemälde mit beruht ja so viele letzte Eindringlichkeit, die im Buch nur angedeutet bleibt, und erst in der sichtbaren Entwicklung auf der Bühne wirken sich völlig aus die gespannten Bögen, die funkelnden Spitzen, die offenen Fenster, die Wölbungen und Endigungen in der stets eindrucksvollen, oft ganz entscheidenden Prägnanz der Bewegungen des einzelnen, der Gruppen, der Szenen und Akte.

Deshalb läßt sich wohl verstehen, wie sehr der Dichter unter dem Schicksal gelitten hat, das seine Dramen so lange von der Bühne zurückhielt, läßt sich aber auch von vornherein erklären, daß die übliche lyrische Art Regie zu führen, die heute noch immer so große Triumphe feiert, der Essigschen Dramatik niemals ganz gerecht werden kann.

WALLY ZEPLER · DIE ENGLISCHE UND DIE RUSSISCHE FRAU

NSERE Beobachtungen über die gesellschaftliche Stellung des weiblichen Geschlechts pflegen sich gewöhnlich an die Tatsachen zu halten. Wir untersuchen die Gesetzesparagrafen, denen es unterworfen ist, die Bedingungen seiner Arbeit, seine Leistung auf den verschiedenen Gebieten. Es gibt indes noch etwas anderes: etwas Unausgesprochenes, Ungreifbares, vielleicht auch Unbeweisbares, von dem doch jeder fühlt, daß es vorhanden ist, und dem sich jeder unbewußt beugt: die psychologischen Untergründe in der Wertung der Frau, ihr Einfluß auf das innere Leben der Menschen, gleichsam die molekulare Mischung des männlichen und weiblichen Elements in der Gesellschaft. Diese Erscheinungen sind nicht, wie im wesentlichen jenes Tatsächliche, überall die gleichen. In tiefem Zusammenhang mit der psychischen und kulturellen Eigenart der Völker und Gruppen, herausgewachsen aus ihrer Geschichte, zeigen sie wie im Spiegel deren Mentalität, Besonderheiten, die über Jahrhunderte die Volksentwicklung begleiten und im Leben, in der Kunst, in der äußern Erscheinung der Frau jeder schärfern Be-

obachtung sichtbar sind. Eine Reihe von Möglichkeiten ist hier Wirklichkeit geworden, von denen jede als Urbild der Zukunft genommen werden könnte, und von denen doch wohl in Wahrheit nur eine die Zukunft in ihrem Schoß birgt.

Der deutsche Frauentypus ist uns bekannt. Der Einbruch des Neuen hat ihn in seinem Grundwesens kaum wandeln können, die neuen Frauen bleiben vorläufig im Volksbewußtsein nur eine fremdartige, dem genuinen Charakter aufgepfropfte Art; mit kaum nennenswerten Ausnahmen hat auch die Kunst bei uns noch nicht versucht sie uns nahezubringen. Die echte deutsche Frau ist nach wie vor die Hausfrau, die Familienmutter. Für ihr eigenes Gefühl wie für das des Mannes. Haben wirtschaftliche Verhältnisse sie gleich der Frau anderer Länder in die Außenwelt getrieben, ihre Seele haftet dennoch an ihrer eigentlichen Heimat: dem Hause. Hier erst findet sie sich geborgen. Das stellt selbstverständlich nur die Allgemeinempfindung dar. Es wird im Einzelfall durchbrochen, und es gilt typisch nicht mehr für die kleine Zahl der sogenannten neuen Frauen. Aber es ist nach wie vor die Volksanschauung (auch in der Arbeiterklasse) und gibt deshalb unserm Leben noch immer die Färbung.

An dem deutschen Frauentypus kann man die Strebungen der weiblichen Psyche, die in eine (gleichviel, ob herbeigesehnte oder unerwünschte) Zukunft weisen, nicht wirklich kennenlernen; dazu bewegt er sich zu sehr auf mittlerem Niveau, ihm fehlt in seiner Gesamtheit das Extreme, das absolut Ausgesprochene, das zu einer bestimmten begeisterten oder ablehnenden Stellungnahme zwingt. Auch den französischen Frauentypus müssen wir hier beiseite lassen. Er ist zu kompliziert, wie der Geist des französischen Volkes überhaupt, er erschließt sich dem, der die Grundlage alles Menschlichen sucht, wohl ganz anders als an der Oberfläche der Betrachtung, die uns allen geläufig ist, und die dem Durchschnittsbürger das Bild der eleganten Mondäne oder Kokotte, dem Durchschnittssnob das Bild der nur erotisch faszinierenden Amoureuse zeigt. Wollten wir einmal in die Tiefen des Völkerlebens hinabsteigen, so würden wohl die meisten unserer altgewohnten Vorstellungen zusammenstürzen, und wir würden erkennen, daß das Menschliche in allen Nationen denn doch ganz anders aussieht als die schematische, gedankenlos aufgestellte und stets gedankenlos nachgesprochene Rubrizierung (die meist dazu da ist unserer Eitelkeit zu schmeicheln) als feststehende Tatsache erscheinen läßt.

Stellt man die besondere Frage nach der Stellung der Frau zum allgemeinen Menschentum, das heißt nach der Gleich- oder Verschiedenachtung der menschlichen Persönlichkeit bei Mann und Frau, so muß man, um die richtiggebenden Grundsätze zu erkennen, diejenigen Typen nehmen, die in dieser Hinsicht prinzipiell am meisten gegen einander stehen. Und als solche bieten sich uns die englische und die russische Frau.



Es ist nicht so leicht den psychologischen Untergrund der Stellung der englischen, besser: der angelsächsischen, Frau der Engländerin wie der Amerikanerin, aufzuhellen. Er liegt nicht im Praktischen, bedeutet keine Wertschätzung eines Hausfrauentums, auch nicht in den Sinnen, bedeutet keine erotische Herrschaft. Die Entwicklung dieses angelsächsischen Geschlechts-

geföhls, wenn man es so nennen will, entstammt wahrscheinlich mehr historisch-politischen Gründen. Sie hängt mit dem Machtbewußtsein des Engländers zusammen, seinem unerschütterlichen Glauben an seine ewige Berufung als Kulturträger der Erde.

Die englische Frau ist die Herrscherin in der Gesellschaft. Sie ist der eigentliche Mittelpunkt, um den sich das Leben dreht. Sie ist die Tonangebende, die Führende in den Beziehungen zwischen Mann und Weib. Das drückt sich unbewußt und absichtslos in aller dichterischen Gestaltung aus. Selbst wo der Dichter individuell nicht etwa hervorragende Frauen hinstellen will, werden sie meist zu den geistig Bedeutenderen, den Klügeren, Weiterschauenden. Es sind fast stets die Frauen, durch die der Lebenskonflikt sich löst. Selten findet sich in der englischen Durchschnittsromanliteratur ein weibliches Wesen, das nicht von Edelmut, Zauber und allen möglichen schönen Eigenschaften förmlich trieft. Nicht die Frau, der Mann beschwört fast immer das Unheil herauf, weil er sich ihrer Seelengröße unwürdig zeigt. Dabei spielt die Erotik eine äußerst geringe Rolle. Vergebens sucht man in englischen Büchern nach einer Andeutung jenes undefinierbaren, ebenso animalischen wie höchstvergeistigten Reizes der Frauen, dem der Franzose überall nachspürt. Es ist charakteristisch, daß zum Beispiel (in einem Galsworthyschen Roman) von einer Frau, die dieses Erotisch-Sinnliche ausnahmsweise einmal besitzt, gesagt wird: sie wirke beinahe wie eine Französin.

Das Herrschende in der Frau ist hier also nicht ihre Geschlechtlichkeit sondern ihr Weibsein, ihre weibliche Seelen- und Geistesgröße. Sie ist ohne weiteres die Überlegene. Dem Einfluß dieser angelsächsischen Empfindungsweise kann sich sogar ein sonst so unabhängiger Spötter wie Bernard Shaw nicht entziehen. Entthront er auch alle Götter und Helden, vor der Hoheit weiblicher Wesen scheut sein karikierender Griffel unwillkürlich zurück. Auch er beugt sich vor dem weiblichen Urteil: durch die Frauen pflegt er die Männer, ihre scheinbare Größe, ihren erheuchelten Mut, ihre Klugheit ad absurdum zu führen. Selbst im Kampf mit einem Napoléon behält bei Shaw eine Frau die Siegespalme. Bezeichnend für englisches Empfinden sind die Beziehungen der Frau zum Mann in Candida. Candidas Überlegenheit läßt hier die beiden männlichen Helden wie unreife Burschen erscheinen, die die weise-verstehende Milde der Frau am Gängelband führt. Die Männer unterwerfen sich blind Candidas Schiedsspruch, der besonders für ihren Gatten nicht eben schmeichelhaft ist, wenn sie sich auch für ihn entscheidet. Ja, sie bleibt bei ihm gerade um seiner Schwäche willen. Es ist, als wäre hier die deutsche Auffassung in ihr direktes Gegenteil verkehrt: Nicht der Mann, die Frau ist der Beschützer. Candida durchdringt vollkommen die hohle Phrasenhaftigkeit von Morells Predigertum, das ihm die Offenbarung seiner Seele dünkt; sie zeigt ihm schonungslos seine Lächerlichkeit. Dennoch behauptet sie ihn zu »lieben«. Diese Umkehrung des typisch deutschen Verhältnisses hat für uns etwas Entwürdigendes. Den Engländer setzt es nicht in Erstaunen. Nun besteht aber in diesen beiden Typen ein ausschlaggebender Unterschied, der eben den springenden Punkt der angelsächsischen Frauenbetrachtung trifft. Der deutsche Mann stützt sich auf eine tatsächliche Überlegenheit. Er ist wirklich der Kenntnisreichere, Weitere, der Schaffende; es ist also ein sachliches Recht in sci-

nem Anspruch, den die Frau nur durch ein verändertes Sein zerschlagen könnte. Die englische Frau dagegen baut ihre Herrschaft auf bloß fiktive oder rein dekorative Vorzüge auf. Sie ist die Trägerin der feinen Lebensart, die Übermittlerin der *Kultur*, der Schönheit und Bildung, in Wahrheit eine reine Konsumentennatur, die ihr geistiges Dasein nur der produktiven Arbeit des Mannes verdankt.

Es mag wunderbar scheinen, daß der Mann so den Preis seines Schaffens auf das weibliche Geschlecht überträgt, gleichsam sich selbst zu seinen Gunsten entthront. Doch kann dabei natürlich nicht von einem bewußten Vorgang die Rede sein. Der Engländer fühlt sich als Herrscher der Welt. Sein Machtinstinkt hat sich allmählich so intensiviert, daß ihm das eigene Sein als Maß alles Seins erscheint. Gesellschaftliche Formen, Heimwesen, der ganze Zuschnitt seiner Existenz sind ihm schließlich Symbole und unveränderliche Abzeichen dieser unveränderlichen Weltmacht geworden. Seine individuelle Art vergottet sich ihm. In der Frau sieht er nun den Fetisch für diese Göttlichkeit. Gerade weil sie nicht mit an der realen Grundlegung der englischen Herrschaft schuf, blieb ihr die Möglichkeit sie mit der Schale einer äußern Feinheit zu umkleiden, Bildung, Eleganz, smartness, wie die Engländer sagen, darüber zu breiten. In dieser smart lady, der vornehmen Dame, bewundert der Engländer die eigene Vollendung, die Projektion seines Wesens nach außen, und so wird sie ihm selbst zum Vollkommenheitsausdruck. Aber bei all dieser überlegenen Klugheit bleibt die englische Frau doch in den Augen des Mannes (und auf Grund ihrer in festen Formen sich vollziehenden Erziehung) das holde, blumenhafte Wesen, das ewige Baby, dessen reine, kindliche Seele immer aufs neue den Gegenstand der Anbetung darstellt. Es ist freilich eine sehr bewußte Kindlichkeit, die den Reiz des Unbewußten erst aus seinen Elementen zusammensetzt. Aber sie ist so sehr festgefügte Sitte, daß dem Engländer jede rauhe Berührung der Frau fast als ein Sakrileg erscheint. Diese Autorität der weiblichen Kindhaftigkeit wird von der Frau auch in sehr zielbewußter Weise ausgenutzt; man denke an die Hungerstreikdrohungen der Suffragettes, die ihnen eo ipso für alles einen Freibrief verschafften (und die wie ein Satyrspiel zu der erschütternden Tragödie der wahren Hungerstreiks der russischen Revolutionäre anmuten). So kommt es, daß bei diesem so männlichen Volk der Engländer die Kultur des Lebens ein weibliches Antlitz trägt. In noch potenzierterer Form zeigt sich das in Amerika. Es ist daher auch ganz konsequent, daß die Bildung der heranwachsenden Generation dort vorwiegend weiblichen Händen und weiblichem Geist überlassen wird.

Im Angelsachsentum kann von einer Gleichachtung der beiden Geschlechter nicht die Rede sein. Es zeigt sich vielmehr eine starke Überwertigkeit in der Stellung der Frau. Da das Verhältnis der Geschlechter aber in keiner Weise dem Verhältnis der produktiven Kräfte entspricht (der Schaffende ist in England wie in Amerika fast ausschließlich der Mann, zum mindesten der Schaffende in den Dingen, die die Größe der Nation ausmachen; daß daneben aus Gründen sozialer Not eine ausgebreitete Frauenberufsarbeit besteht, ist unter diesem Gesichtspunkt nicht von Belang), so kann man in ihm nicht die Zukunftsform erblicken, die zur selbstverständlichen Voraussetzung das reine Menschentum im Geschlechtswesen, das ethisch gerichtete Schaffen in beiden Geschlechtern hat.



OLAR entgegengesetzt der englischen ist die russische Frau. Aus dem Reich des Ostens, das unseren braven Spießbürgern und Oberlehrergemütern immer als das Reich des *Barbarentums*, der *Unkultur* erscheint (weil sie sich Kultur nur immer in der Wirtschaftlichkeit, der materiellen Nützlichkeit, der Hygiene und der Bildung vorstellen können), steigt, wie in allem so auch in der Bewertung der Frau, an irgendeinem Punkt eine Urkraft auf, die aus dem naturhaften (und darum religiösen) Wesen dieses Volkes den altererbten Übeln unserer hochgeschätzten europäischen Kultur ein Neues entgegengesetzt. Der Russe hat ein nur ihm eigenes Verhältnis zum weiblichen Geschlecht. Wie in seinem Land unmittelbar aus primitivstem materieller Dasein die höchste menschliche und geistige Durchbildung emporzukeimen scheint, so steht dort neben der ursprünglich patriarchalischen Gewalt des Mannes in den hochentwickelten Schichten der Nation freiestes Menschentum beider Geschlechter, ein Gleichheitsgefühl so selbstverständlicher Art, daß der Emanzipationsgedanke dort kaum je Boden fand. Kunst und Leben geben dafür gleich unwiderlegbare Beweise.

Wohl finden sich in der Literatur älterer Epochen auch weibliche Gestalten von jenem leeren bürgerlichen Damentypus, wie er auch das Großbürgertum anderer Nationen charakterisiert. Aber mit dem Aufkommen des revolutionären Zeitalters im russischen Leben durchdringt die Frauen auch sofort ein revolutionärer Geist. Schon die Epoche des Kampfes zwischen Altem und Neuem, wie sie etwa Gontscharow darstellt, zeigt die Frau, der die Liebe des Dichters gilt, in heißem Ringen um eine neue Anschauung der Welt und in kühner Selbstständigkeitsbehauptung selbst gegen den bedeutenden und leidenschaftlich geliebten Mann. »Ich habe sie doch nun einmal, diese anderen Überzeugungen. . . Aber diese Überzeugungen sind doch das Leben selbst! Ich sagte Ihnen schon, daß ich in diesen Überzeugungen lebe, daß ich nicht anders leben kann«, ruft Wjera, die Heldin der Gontscharowschen Schlucht aus. Hier haben wir den unbedingten Primat der Gesinnung, der russischen Frau so selbstverständlich wie dem russischen Mann. Und das Buch, das vor einer Generation in den Gesellschaftsfragen das Tor der neuen Zeit aufstieß, das der Sehnsucht nach einem ungekannten Paradies in der Liebe Worte schuf, Tschernyschewskijs Was tun?, spricht nicht wie die Emanzipationsschriften anderer Länder von Auflehnung der Frau gegen männliche Unterdrückung, nicht von Gleichberechtigung der Geschlechter sondern von »Gleichheit« zwischen Mann und Frau »als Menschen«. Schon damals, 1863, erschloß sich dem russischen Dichter die Vorstellung einer Liebes- und Lebensgemeinschaft, die durch die Gleichheit der Seelen unauflöslich wird. Aber auch schon damals konnte er dieses gleiche weibliche Geschöpf nicht unter dem Bild der genießenden sondern nur der schaffenden Frau erkennen; und hier auch wieder nicht der egoistisch, zur eigenen (sei es auch innern) Bereicherung schaffenden sondern in voller Hingabe an die menschliche Gemeinschaft, in dem Geist wahrer Religion, der alle Menschen Brüder und Schwestern sind, alle die gleichen Kinder Gottes, so daß niemand ein Recht zum Hochmut hat. Der Tschernyschewskijschen Wjera ähnliche Frauen schuf die russische Dichtung später in großer Zahl. Die Wirklichkeit selbst wies ihrer Phantasie die Wege.

Denn die russische Frau hatte längst eigene Bahnen beschritten, sie hatte

das Leben des Mannes, seinen Freiheitskampf und seine Opferbereitschaft geteilt und sich so die menschliche Gleichheit im Wollen und Leiden errungen. Schon in dem Dekabristenaufstand von 1825 standen die Frauen gerade so wie die Männer. Sie kämpften schon damals, nicht weil es die Sache der Männer durchzusetzen galt, sondern weil es ihre eigene Sache war, weil die Freiheit ihnen selber das Höchste bedeutete. »Die Frauen der Dekabristen«, sagt der Russe Amfiteatrow, »folgten nicht nur ihren Männern nach Sibirien, sondern sie folgten auch der Sache ihrer Männer. Sie sind nicht nur brave, liebende, treu ergebene Gattinnen; sie sind Gesinnungsgenossinnen und moralische Mitschuldige ihrer Männer.« Seitdem haben Frauen mächtigen Anteil an der Revolutionierung Rußlands genommen. Sie sind als Volksaufklärerinnen in die entlegensten Dörfer und Flecken bezogen, haben einsam und von aller Kultur abgeschnitten in den elenden Behausungen der Bauern gelebt, sie haben gearbeitet und gelernt, um die Kenntnisse für ihr Wirken zu sammeln. Sie waren Agitatorinnen und Verschwörerinnen, keine Tat war ihnen zu schwer, keine Gefahr zu schreckensvoll, kein persönliches Opfer zu groß, um sie von ihren Aufgaben zurückzuhalten. Wir kennen alle die erschütternden weiblichen Heldinnen des russischen Freiheitskampfes, die in ihren Forderungen an das Wollen der Kämpfer fast noch absoluter waren als ihre männlichen Gefährten. Sie haben ein Leben des Heroismus und der Selbstverständlichkeit geführt. Man braucht nur den leuchtenden Namen der Sophja Perowskaja auszusprechen, und sofort ersteht vor unseren Augen eine Generation von aktiven Märtyrerinnen, deren Leben in den anderen die Scham der Untätigkeit, den glühenden Drang zur Aufopferung erwecken muß. Man versteht es, daß dem russischen Volk diese Aufopferung selbst sich in weiblicher Gestalt verkörpert; sie hat ihren Ausdruck in Turgenjews kleiner Prosadichtung Die Schwelle gefunden, die wohl Tausende und Abertausende von Menschen ihre wahre Aufgabe erkennen ließ. Und man begreift die Ehrfurcht, mit der in der glorreichen russischen Revolution des Frühjahrs 1917 die aus der sibirischen Verbannung heimkehrende *Großmutter der Revolution*, Katharina Breschkowskaja, empfangen wurde. Wer könnte in dem Buch Nadja Strassers Die Russin, das im vorigen Jahr erschien, und das von gar nicht genug Menschen gelesen, angeschafft und immer wieder vorgenommen werden sollte, die Bilder der russischen Frauen betrachten, jene rührend einfachen Gesichter von höchster Geistigkeit oder von höchster Menschlichkeit, ohne zu fühlen, wie das Leben dieser Menschen war, und wie das Leben aller Menschen sein sollte? Denn es waren in Rußland nicht einzelne Überragende, wie sie wohl überall anzutreffen sind, es waren Scharen, eine niemals endende Reihe bis zum Tod getreuer weiblicher Kämpfer, Frauen aus allen Klassen, Fürstinnen und Bäuerinnen, Frauen jeder Art und jeden Bildungsgrads. Sie lebten nicht für sich, nur für ihr Volk; und sie wollten keinen Abstand zwischen sich und den anderen.

Das freie Menschentum in sich zu lösen, sich von allen Ketten zu befreien, mit denen Familie und Gesellschaft sie fesseln konnten, scheute die Russin vor keiner Handlung zurück. Sie schloß die berühmte Scheinche, die ihr die Selbständigkeit sicherte, gleichviel welche Folgen für sie daraus erwachsen. Und stets fanden sich die Männer, die ihr diesen Schritt ermöglichten. Denn ihnen schien die persönliche Freiheit, die Selbstbestimmung der Frau genau

so wichtig wie ihr selbst, sie fühlten sich ebenso verpflichtet sich in den Diensten der weiblichen wie in den ihrer eigenen Zwecke zu stellen. Überhaupt ist dieses unbedingte Gleichheitsgefühl im selben, man könnte fast sagen: in noch höherem Grad, Eigentümlichkeit des russischen Mannes. Es durchdringt alle Äußerungen des russischen Lebens, färbt die Stimmung des Daseins und trägt viel zu dem besondern Charakter der dichterischen Produktion des Landes bei. Da es nicht etwas durch Kampf Errungenes sondern das spontan Gegebene war, muß es der Grundnatur des Russentums selbst entspringen. Und in der Tat ist dieser Zusammenhang wohl zu erklären. Er liegt in dem vorwaltenden Menschlichkeitsempfinden des russischen Wesens. In dem Ruhen im Seelischen. Wie dieses Empfinden die Klassen- und Bestimmungsscheidung durch die Zusammengehörigkeit des Menschlichen in weitestem Maß aufhebt als sonst in Europa, so schaltet es mehr als bei anderen Nationen den Gegensatz des Männlichen und Weiblichen aus. In erster Linie ist die Frau das Mitgeschöpf, dessen Seele wie die männliche Leid und Qual des Menschenlebens trägt, erst in zweiter Linie ist sie Weib, der Gegenstand des erotischen Begehrens.



NATÜRLICH ist diese krasse Gegenüberstellung der englischen und der russischen Frau nicht so zu nehmen, als sollte ein völkerpsychologisches Schema aufgestellt werden. Die Theorie einer solchen Rubrizierung ist ja gerade oben angedeutet worden, und bei der Verschlungenheit alles Menschlichen werden wir der Problematik einer jeden Alternative uns bewußt bleiben müssen. Millionen von Frauen sind (sicherlich in England, vermutlich auch in Rußland) von ganz anderer Art als der hier gezeichneten. Es soll hier eben nicht eine Tatsache von allgemeiner Gültigkeit aufgestellt oder ein Durchschnittstypus beschrieben, es soll vielmehr nur ein Symbol gezeigt werden, das in seiner idealen Ausprägung in jenen Nationen zu finden ist, und es ist dann allerdings, eben dadurch, daß es als Ideal empfunden wird, die Vorstellungswelt innerhalb dieser Nationen auf das stärkste beeinflusst.

Uns mag dieses Symbol als richtunggebende Norm dienen, die uns die Freisicht in das Kommende erleichtern soll. Sie soll uns die Antwort auf die Frage geben: welche Geistesart in der Frau wir von der Zukunft zu erwarten und zu erstreben haben. Das angelsächsische Vergöttungssystem: die Verehrung des Weiblichen, nur weil es weiblich ist, die Annahme einer Vollkommenheit, die keine wirklichen Werte entsprechen, scheint Zeichen einer Erstarrung des innern Lebens, die den Abschluß einer Zeitepoche, nicht der lebendigen Fluß einer neuen Entwicklung begleitet. Nur in dem freien Menschentum des russischen Geistes, der Gleichachtung menschlicher Würde, liegen die Bedingungen einer Zukunft, in der die Frau vor allem schaffender Mensch, Glied des sozialen Ganzen sein wird. Nur in solcher freier Atmosphäre wird die Frau dann auch ihr Bestes entfalten, die ihr von der Natur verliehenen Fähigkeiten entwickeln und die Gebiete aus dem Bereich ihres Wirkens ausschalten können, zu denen ihr die Fähigkeit versagt ist. Den Russen aber danken wir jedenfalls schon heute das lebendige Bewußtsein der Möglichkeit eines Frauendaseins, wie wir alle es erstreben: der Verpflichtung zu gleicher Leistung auf der einen, zu vollkommener, auch gefühlsmäßiger Gleichstellung auf der andern Seite.



RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Staatssozialismus / Edmund Fischer

Rußland

Die bolschewistische Regierung hat eine Reihe von Maßnahmen getroffen, die auf eine Sozialisierung der Produktion, des Grund und Bodens, des Wohnwesens usw. hinzielen, deren Bedeutung aber allerdings noch nicht zu erkennen ist, weil eine gesetzliche Regelung noch nicht erfolgen konnte. Die höchste Beachtung verdienen aber die Leitsätze zur Agrarfrage, die vom Ackerbauminister Tschernow auf dem allrussischen Kongreß der Arbeiterdeputierten eingebracht und auch angenommen worden sind. Sie lauten:

1. Der Boden mit seinen Schätzen, Gewässern und Wäldern muß dem Handel als Ware entzogen werden.
2. Das oberste Verfügungsrecht über den Boden muß dem ganzen Volk zustehen, das ihn durch die demokratischen Organe der eigenen Selbstverwaltung, beginnend mit den Kreislandschaften bis hinauf zur zentralen Volksgewalt, verwaltet.
3. Die Bodenbenutzung muß der ackerbautreibenden, arbeitenden Bevölkerung unter Bedingungen gesichert werden, die eine Steigerung der produktiven Kräfte, die Entwicklung der kooperativen und öffentlichen Bewirtschaftung gewährleisten.
4. Die individuellen und kollektiven Nutzungsrechte müssen durch besondere juristische Normen auf der Grundlage der allgemein bürgerlichen Gleichheit sichergestellt werden.
5. Die örtlichen Normen, Nutznießungsbedingungen und -termine werden von dem dem Volk am nächsten stehenden Selbstverwaltungsorganen einer Revision unterzogen.
6. Der Übergang der Parzellen in andere Hände sowie der Modus der Entschädigung für nicht ausgenutzte Vervollkommnungen werden durch besonders gewählte Organe geregelt.
7. Der Charakter der Übergangsmaßnahmen, die an Orten notwendig sind, wo die Bodenbesitzverhältnisse besonders verwickelt sind, wie auch die Wirksamkeitsdauer dieser Maßnahmen werden durch besondere am Ort ausgearbeitete Gesetzesverfügungen bestimmt.«
Diese Beschlüsse sind frei von Utopie.

Elektrizitätsversorgung

In der 1. Beratung des Gesetzentwurfs betreffend den Bau eines Dampfkraftwerkes bei Hannover im preussischen Abgeordnetenhaus, am 16. November 1917, sagte der Minister der öffentlichen Arbeiten von Breitenbach: »Der vorgelegte Gesetzentwurf bedeutet einen wichtigen Schritt auf dem Wege zusammenfassender staatlicher Elektrizitätswirtschaft. . . Ist das Dampfkraftwerk Hannover in Betrieb gesetzt [mit dem Bau soll erst nach Friedensschluß begonnen werden] . . ., dann wird südlich Bremen bis zum Main ein breites staatliches Versorgungsgebiet mit allen denjenigen wirtschaftlichen Vorteilen bestehen, die sich aus der Geschlossenheit, der Zusammenfassung, der einheitlichen Leitung und aus der Wettbewerbsregelung innerhalb dieses Gebietes ergeben, ein Vorgang, der in hohem Maße bemerkenswert ist und, wie ich hoffe, vorbildlich wirken wird. . . In einer Zeit, in der die wirtschaftlichen Kräfte der Nation durch den Weltkrieg aufs äußerste beansprucht werden . . ., wird gefordert werden können, daß alle wirtschaftlichen Quellen, die fließen, auch gefaßt, gesammelt und angereichert werden, um diese Lasten, die uns der Weltkrieg bringt, zu erleichtern und zu mindern. Es wird daher mit Recht die Frage gestellt . . .: In welchem Umfange und bis zu welchen Grenzen ist der Staat geneigt und gewillt die elektrische Versorgung des Landes über dasjenige hinaus, was geschehen und geplant ist, zu fördern und zu stützen? Mit dieser Frage haben sich die beteiligten Ressorts im Laufe dieses Jahres eingehend befaßt.« In den Leitsätzen, die das Ergebnis dieser Ressortuntersuchungen waren, und die der Minister dem Landtag mitteilte, erklärt die Regierung, daß sie bei der Versorgung des Landes mit Elektrizität an ihrer zweckmäßigen Ausgestaltung und Ausbreitung mitwirken werde, wobei sowohl die Beseitigung unbefriedigender Zustände in der bisherigen Art der Versorgung als auch tunlichste Einheitlichkeit und Wirtschaftlichkeit bei der Versorgung neuer Gebiete zu erstreben sein werden. Hierzu komme neben gesetzgeberischen, eine Mitwirkung des Reichs erfordernden Maßnahmen eine fördernde Betätigung des preussischen Staates in Betracht, die in einer Beratung oder auch in einer

finanziellen Beteiligung bestehen könne. »Soweit die Entscheidung über die Art der staatlichen Beteiligung im einzelnen Fall dahin getroffen wird, daß die Versorgung eines bestimmten Gebiets aus staatlichen Kraftwerken übernommen werden soll, wird ein derartiges Vorgehen nicht, wie bisher, auf die Fälle zu beschränken sein, in denen dem Staate besondere, für das betreffende Gebiet bequem nutzbar zu machende Kraftquellen bereits zu Gebote stehen.« Bei der Errichtung eigener Kraftwerke werde der Staat auf die Wünsche der Beteiligten, insbesondere der Kommunalverwaltungen, Rücksicht nehmen. Dem Staat werde im allgemeinen die Erzeugung und Fortleitung des Stromes im großen zufallen, nicht die Verteilung an die Verbraucher. »Die Versorgungsgebiete der die Verteilung des Stromes an die Verbraucher übernehmenden Stromabnehmer werden in den vom Staat wegen der Stromlieferung abzuschließenden Verträgen fest abgegrenzt werden, um unter Ausschaltung eines unwirtschaftlichen Wettbewerbs die vollständige und zweckmäßige Versorgung des ganzen Gebiets zu sichern.« Es wird dabei entscheidender Wert auf ein enges Zusammenarbeiten mit den Kommunalverbänden gelegt, denen vorwiegend die Verteilung des Stromes zu überlassen sein wird. Bestehende Werke von Kommunalverwaltungen oder Privatunternehmungen sollen nicht veranlaßt werden ihren Betrieb einzustellen, doch ist anzunehmen, daß sie sich aus wirtschaftlichen Gründen zur Entnahme des ihnen vom Staate angebotenen Stromes überwiegend selbst entschließen werden. Die Herstellung von Elektrizität für den Eigenbedarf wird keinen Beschränkungen unterworfen werden. Der Betrieb der staatseigenen Kraftwerke wird in erster Linie nach wirtschaftlichen Erwägungen zum Nutzen der belieferten Landesteile erfolgen, jedoch neben ausreichender Verzinsung und Teilung der Anlagekosten im allgemeinen auch einen angemessenen Gewinn abwerfen müssen.« Im letzten Teil der Leitsätze wird gesagt, zu einer staatlichen Förderung des Elektrizitätswesens gehöre unter andern auch, daß unwirtschaftliche neue Anlagen verhindert und die Versorgungsgebiete der verbleibenden Werke sachgemäß abgegrenzt werden. Hierauf werde jetzt schon möglichst bei der Verfügung über staatliches Eigentum und bei den Entscheidungen über Gewährung oder Versagung des

Enteignungsrechtes hingewirkt. Auch sei schon in Erwägung gezogen »die Errichtung und Ausdehnung von Elektrizitätswerken im Wege der Gesetzgebung von einer Genehmigung abhängig zu machen, bei deren Erteilung nicht nur polizeiliche, sondern auch vorwiegend wirtschaftliche Gesichtspunkte wahrzunehmen sein werden.«

Das ist ein vollständiges Programm für die Durchführung eines staatlichen Elektrizitätsmonopols in Preußen. Der Staat errichtet nach einem planmäßigen System im ganzen Land große Kraftwerke und erwartet, daß die bestehenden Unternehmungen zukünftig die Energie aus den Staatswerken beziehen werden weil diese infolge ihrer größeren Leistungsfähigkeit billiger produzieren können. Die Kraftverteilung wird Sache der Kommunen, in deren Besitz schließlich die bestehenden privaten Verteilungswerke übergehen werden. Das sind allerdings, wie der Minister am Schluß seiner Rede sagte, »wichtige und bedeutsame Entschlüsse der königlichen Staatsregierung in einer Frage, die für die Zukunft unseres Vaterlandes von außerordentlicher Bedeutung ist.

In Sachen macht die staatliche Elektrizitätsversorgung gute Fortschritte. Im Haushaltsplan des staatlichen Elektrizitätsunternehmens werden die Gesamteinnahmen und die Gesamtausgaben des ordentlichen Haushalts für jedes der Jahre 1918 und 1919 auf die Summe von 3517375 Mark, die Gesamtausgaben des außerordentlichen Haushalts für diese beiden Jahre auf die Summe von 40291550 Mark festgesetzt; davon entfallen 10010000 Mark als Restbetrag auf den Erwerb der Elektrizitätswerke Oberlausitz, 20 Millionen als Teilbetrag auf den Ausbau des Elektrizitätswerkes Hirschfelde, 6761000 Mark auf den Erwerb von Aktien der Elbtalzentrale in Pirna, die der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft und 8 Städten sowie 87 Landgemeinden gehört. Die Regierung wird ermächtigt für die Zwecke des staatlichen Elektrizitätsunternehmens 30 Millionen Mark auf dem Weg der Anleihe flüssig zu machen. In der Begründung dieser Vorlage wird gesagt, daß seit dem 1. Juni 1917, wo das Werk Hirschfelde in staatlichen Betrieb überging und damit der Anfang mit dem staatlichen Unternehmen gemacht wurde, die Stromerzeugung in dem nunmehr staatlichen Werk erheblich gestiegen sei. In der Nähe von Hirschfelde wird sich eine Reihe von Betrieben nieder-

lassen, die den Strom direkt vom staatlichen Werk entnehmen. Der Anfang ist mit einer Karbidfabrik gemacht worden, die schon im Dezember in Betrieb gesetzt wurde. Geplant ist der Bau einer Hochspannungsleitung nach dem Elbtal, um an die Überlandzentrale Gröba und die Stadt Dresden große Strommengen liefern zu können. Ferner sind 2 staatliche Kraftwerke vorgesehen, je eins auf den östlichen und den westlichen Braunkohlenfeldern.

Zuckermonopol Wie dem Berliner Tageblatt kürzlich von unterrichteter Seite mitgeteilt wurde, soll sich innerhalb der Reichszuckerstelle das Bestreben geltend machen die Zwangsbewirtschaftung des Zuckers zu einem Staatsmonopol auszubauen. Im Betriebsjahr 1916-1917 wurde aus den Industriezuckern ein Reingewinn von $7\frac{1}{2}$ Millionen Mark erzielt, die Reichszuckerstelle glaubt mit einem Staatsmonopol diesen Gewinn auf 100 Millionen Mark steigern zu können. Zurzeit erhalten die Raffinerien für den Zentner Mundzucker 36 Mark, obwohl er für 30 Mark im Großhandel abgegeben wird. Der Industriezucker für Marmelade, Kunsthonig und für Heeres- und Marinezwecke, für den die Raffinerien auch 36 Mark erhalten, kostet im Großhandel aber 44 Mark, der Industriezucker für Süßigkeiten, Bonbons, Schokolade usw. 69 Mark, der Zucker für Keks 54 Mark und der für Weinverzuckerung abgegebene Zucker sogar 109 Mark. Die Reichszuckerstelle geht nun von der Annahme aus, daß der Aufschlag für Industriezucker im wesentlichen von den besitzenden Klassen getragen werde, ein Staatsmonopol den für die große Masse des Volkes in Betracht kommenden Haushaltungs- und Mundzucker, der jetzt 6 Mark unter Herstellungskosten abgegeben wird, dauernd billig gestalten werde und nur die Besitzenden belaste.

Bisher brachte die Verbrauchssteuer für Zucker, bei einem Gesamtzuckerverbrauch von 29 Millionen Zentner, dem Reich eine Einnahme von etwa 200 Millionen Mark jährlich. Natürlich würde das Monopol auch eine Belastung der großen Masse des Volkes bringen. Aber das ist schließlich unumgänglich. Die Hauptsache bei einem Monopol muß uns sein, daß es nicht lediglich finanziellen sondern in erster Linie produktiven Zwecken dient. Falls das Monopol in Angriff genommen wird, muß

darauf gedrungen werden, daß der Staat auch die Raffinerien übernimmt, damit auch der bei der Produktion erzielte Gewinn dem Staat zufließt. Und es besteht kein Anlaß, daß der Staat bei den Schokoladenfabriken, die mit hohen Gewinnen arbeiten, haltmacht. Dann ließen sich die Preise für die Süßigkeiten so gestalten, daß die für die Volksernährung bestimmten Waren von den Zuschlägen nicht betroffen werden.

Kurze Chronik Im preussischen Abgeordnetenhaus brachte die fortschrittliche Volkspartei den Antrag ein »die Regierung zu ersuchen, baldigst einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch welchen den in den gemeinnützigen Betrieben beschäftigten Arbeitern ein Mitbestimmungsrecht bei Regelung ihres Arbeitsverhältnisses gewährt wird«. Der Antrag wurde zur Vorberatung einer Kommission von 21 Mitgliedern überwiesen. ◊ Die sächsischen Staatsforsten bringen nach dem gegenwärtigen Stand der Holzpreise jährlich einen Überschuß von 13 393 518 Mark. ◊ Die französische Regierung ließ der Kammer einen Gesetzentwurf über die Verstaatlichung der Handelsflotte zugehen. ◊ Eine Verstaatlichung des gesamten Eisenbahnnetzes wird in den Vereinigten Staaten von Amerika vorgenommen. Wie es heißt, sollen dann sofort die hohen Gehälter der leitenden Beamten vermindert, die Arbeiterlöhne dagegen erhöht werden. Die Aktionäre erhalten nicht mehr als 4 % Zinsen. Beim Kongreß wird eine Vorlage über einen Kredit von 200 Millionen Dollar eingebracht, wofür neue Wagen angeschafft werden sollen.

Literatur

In einer Studie Die Bodenfrage im neuen Reiche / München, Reinhardt / sucht R. S o n d e r m a n n nach einer neuen Lösung des Bodenproblems durch Schaffung eines neuen Bodenrechts. Danach soll den jetzigen Grundbesitzern vom Staat eine Steigerung des Bodenwerts, etwa 1 % jährlich, garantiert und ausbezahlt werden, wofür dem Staat das Recht zustehen soll jederzeit den Boden zum ursprünglich taxierten Preis zu übernehmen. Wer aber unter dem zukünftigen Bodenrecht Boden erwürbe, würde dies von vornherein in dem Bewußtsein tun, daß die ohne seine eigene Arbeit auftretende Steigerung der Bodenrente dem Staat

gehöre. Während also die jetzigen Besitzer einen Wertzuwachs vom Staat ausbezahlt erhalten sollen, müßten die zukünftigen Besitzer eine Abgabe an den Staat leisten, der dadurch hohe Einnahmen erzielen könnte. Einleuchtend ist diese Lösung des Problems gerade nicht. < > Gegenwart und Zukunft der Elektrizitätswirtschaft in Deutschland und Österreich stellt der Ingenieur Max Ried in einer 76 Seiten umfassenden Broschüre /Wien, Urban & Schwarzenberg/ dar. Für Österreich erhebt er folgende Forderungen: Die Elektrizitätsversorgung soll sich unter Leitung und aktiver Anteilnahme des Staates für das ganze Staatsgebiet planmäßig vollziehen. Der staatliche Eingriff soll aber die private Unternehmertätigkeit neben jener des Staates nicht mit einem Schlag ausschalten sondern nur leiten und begrenzen. Auch müsse sich die unmittelbare Staatstätigkeit auf das Gebiet der Elektrizitätserzeugung beschränken, während die Stromabgabe an die Konsumenten unter Staatsaufsicht durch die lokalen Verwaltungskörper stattfinden soll. Die Staatsunternehmen sollen anstaltlichen Charakter haben, und das Vorgehen des Staates müsse durch ein Elektrizitätswirtschaftsgesetz geregelt werden, das das Recht zur Aufstellung eines systematischen Stromversorgungsplans seitens des Staates gewährleistet.

Genossenschaftsbewegung / Heinrich Peus

Allgemeine Übersicht In Deutschland hat sich die Konsumgenossenschaftsbewegung, schon vor dem Krieg stark und gesund, im Krieg materiell und mehr noch ideell außerordentlich stark gefestigt. Nur einige Zahlen: Die Hamburger Produktion, die am 31. Dezember 1916 mit 102 627 Mitgliedern das erste Hunderttausend überschritten hatte, hat im 1. Halbjahr 1917 um weitere 6977 Mitglieder zugenommen. Um fast die gleiche Ziffer und darum verhältnismäßig noch viel stärker vermehrte der Rühringer Verein seine Mitgliederzahl. Er stieg um 6241 Mitglieder und zählte am Schluß des Geschäftsjahres 15 801 Mitglieder. Der Essener Konsumverein Eintracht vermehrte seine Mitgliederzahl in den 3 Kriegsjahren von 49 550 auf 79 113. Der Konsumverein München-Sendling stieg in seiner Mitgliederziffer im letzten Geschäftsjahr um 2416 auf 44 863. So steigen die Mitgliederziffern fast überall, so daß, wenn die Warenbelieferung wieder normale

Formen annimmt, eine ganz ungewöhnliche Entwicklung der Konsumgenossenschaften in allen ihren Einrichtungen zu erwarten ist. Dieser Tatbestand verdient um so mehr Beachtung, als bekanntlich die Gewerkschaften solche erfreuliche Entwicklung leider nicht oder doch nur sehr teilweise zu verzeichnen haben, und die politische Organisation der Volksmasse durch den Krieg sehr erheblich beeinträchtigt worden ist.

In Österreich ist vor allem eine erfreuliche Gesundung der Vereine eingetreten. Man hat erkannt, daß das Betriebskapital der Genossenschaften viel zu gering war und daß, wie das Jahrbuch des Zentralverbands von 1916 hervorhebt, der Geschäftsbetrieb der Vereine viel zu sehr auf den kurzfristigen künftigen Spareinlagen der Mitglieder aufgebaut war. »Es schien in den ersten Tagen und Wochen nach Kriegsausbruch, als sollten die meisten Konsumvereine durch das Zurückziehen der Spareinlagen der Mitglieder zusammenbrechen.« Eine weitere Gesundung ward dadurch herbeigeführt, daß man das Borgsystem abschaffte und zur Barzahlung überging. Ende 1915 zählte der Zentralverband 476 Vereine, darunter 360 deutsche und 75 tschechische. Konsumvereine gab es 416, die übrigen waren Produktivgenossenschaften und Wohnungsgenossenschaften. Die Mitgliederzahl der Konsumvereine belief sich auf 314 814, der Umsatz auf 101 826 500 Kronen. Der Bericht stellt zuletzt fest, daß es »trotz Kriegsnot und schwerer Sorge vorwärts geht, einer hoffnungsvollen Zukunft und hoffentlich bald einer ruhigeren Entwicklung in der Friedenszeit entgegen«.

Der ungarischen Großeinkaufsgesellschaft gehören 1386 Konsumgenossenschaften an. Die Zahl der der Zentrale angeschlossenen Konsumenten stieg von 1914 bis 1916 von 952 775 auf 1 649 381. Die Budapester Filiale Haushalt steigerte ihre Mitgliederzahl in 2 Jahren von 3000 auf 11 643. Allein im Jahr 1916 wurden 82 Konsumgenossenschaften gegründet. Der Warenverkehr stieg in den beiden letzten Jahren von 30 Millionen Kronen auf 57^{1/2} Millionen. 4 Millionen Kronen Kriegsanleihe wurden gezeichnet. Weitere 4 Millionen dienen als Aktienkapital für eine Aktiengesellschaft, die eigene Fabriken (Seifenfabrik, Getreidemühle, Spiritusbrennerei usw.) errichten soll. Zu besonders großer Entwicklung ist im letzten Jahr die Konsumgenossenschaft der ungarischen

schen Staatsbahnangestellten gelangt. Ihre Mitgliederzahl stieg um 17 706 auf 48 768. Der Warenumsatz hob sich von 9 542 338 auf 17 258 036 Kronen.

Von der französischen Genossenschaftsbewegung stellte der Direktor der französischen Großeinkaufsgesellschaft Clenet fest, daß nach den Zerstörungen der ersten Kriegsmomente die Konsumgenossenschaften ihre Tätigkeit wie vor Kriegsausbruch wieder erlangt haben.

»Allgemein genommen sind unsere Umsätze gestiegen, und unser Tätigkeitsfeld hat sich bedeutend erweitert.« Besonders in Paris hat die Bewegung beträchtliche Fortschritte gemacht. Das neue französische Gesetz ist ganz ihren Wünschen entsprechend. Mit Bedauern sprach Clenet von den Genossenschaften im besetzten Gebiet: er fürchtet, angesichts des »Geistes systematischer Zerstörung, der den Feind beseelen, werde man keine der zahlreichen Genossenschaften im Norden und Osten unversehrt wiederfinden. Er dürfte sich darin irren. Mutwillige Zerstörung läßt unser Heer sich nicht zuschulden kommen. Die Zerstörung freilich, die der furchtbare Kampf selber mit sich bringt, kann niemand abwehren.

In Italien zeigt die Entwicklung der Mailänder Unione Cooperativa gleichfalls einen glänzenden Fortschritt. Ihr Umsatz stieg von 14 896 397 Lire im Jahr 1915 auf 23 746 393 Lire im Jahr 1916, obwohl der Kohlen- und Zuckermangel den Umsatz erheblich beeinträchtigte.

Sehr gering entwickelt ist die Genossenschaftsbewegung noch in Spanien. 1908 gab es im ganzen Königreich erst 182 Konsumvereine mit 29 000 Mitgliedern, 42 Kreditgenossenschaften mit 6500 Mitgliedern und 17 Produktivgenossenschaften mit 4900 Mitgliedern. In letzter Zeit nehmen besonders die landwirtschaftlichen Genossenschaften zu. Aber auch die Konsumvereine wachsen. 1914 gab es in der Provinz Catalonien schon 308 Vereine mit 27 947 Mitgliedern und 14 574 000 Pesetas Umsatz.

Von Schweden ist zu melden, daß sich die Stockholmer Konsumvereine im Herbst 1915 verschmolzen haben. Im ersten Rechnungsjahr ist ein Umsatz von 1 438 484 Kronen erzielt worden; für solche große Stadt ja noch wenig genug. Doch ist die Entwicklung gut im Zug; die Kriegsteuerung fördert sie.

Gleich Erfreuliches ist aus Norwegen zu melden. In Kristiania stieg die Mitgliederzahl im Jahr 1916 von 3410 auf

4833. Der Umsatz hob sich um 34,8 % auf 2 034 141 Kronen.

Über die russische Genossenschaftsbewegung hat sich auf dem englischen Genossenschaftskongreß als Vertreter der russischen Genossenschaften Bubnow ausgesprochen. In den letzten 10 Jahren habe sie einen plötzlichen Aufschwung genommen. Noch 1905 habe es nur wenig mehr als 5000 Genossenschaften in Rußland gegeben, heute seien es 46 000 mit über 13 Millionen Mitgliedern. Der Gesamtumsatz habe 4 Milliarden lange überschritten. Die finanzielle Zentrale sei die Moskauer Volksbank. Das Genossenschaftswesen bilde eine starke Grundlage für das neue Leben Rußlands, besonders aber seiner Bauern. 4 führende Genossenschafter wurden zur Regulierung der Lebensmittelversorgung des Landes herangezogen.

Für Sibirien sprach auf dem selben Kongreß Jarchow. Während der Verband der sibirischen Molkereigenossenschaften 1908 erst 12 Molkereigenossenschaften und 1 Konsumvereinsverkaufsstelle zählte, hatte er 1916 schon über 1000 Molkereien und etwa 800 Konsumvereinsverkaufsstellen, die einen Gesamtumsatz von ungefähr 150 Millionen Mark erzielen. Auf der Jahresversammlung in Kurgan sei die Herstellung direkter Handelsbeziehungen zwischen den Produzenten in Sibirien und den Konsumenten in Großbritannien besprochen worden.

In Finnland zählte man im Jahr 1916 468 Konsumvereine mit 181 000 Mitgliedern, die einen Umsatz von 162 648 300 Mark erzielten.

Auch in Polen hat die Konsumgenossenschaftsbewegung sich nach dem Revolutionsjahr 1905 erst eigentlich entwickelt. Dem Konsumvereinsverband in Warschau gehören 285 Vereine an, hauptsächlich Arbeitervereine. Außerhalb des Verbandes stehen noch 259 Vereine. Die Bauern hatten bis Ende 1913 etwa 1000 Konsumvereine gegründet. Jetzt gibt es etwa 1500 Konsumvereine im Land, mit über 120 000 Mitgliedern und etwa 21 Millionen Mark Kapital.

Besteuerung Im französischen Einkommensteuergesetz ist auch eine Umsatzsteuer für Unternehmen vorgesehen, die Kleinverkauf von Nahrungsmitteln betreiben und über 500 000 Francs Umsatz haben. Auf Betreiben tätiger Genossenschafter unter den Sozialisten wurde aber folgender Zusatz zu dem betreffenden Artikel 14 an-

genommen: »Befreit davon sind landwirtschaftliche und Konsumgenossenschaften, die sich darauf beschränken die Bestellungen ihrer Mitglieder zusammenzufassen und in ihren Verkaufsstellen auf Grund jener Bestellungen die betreffenden Produkte abzugeben oder die, wenn sie nur an ihre Mitglieder verkaufen, die jährlichen Überschüsse an die Mitglieder oder an Institutionen verteilen, die dem Allgemeininteresse dienen, oder wenn sie diese Überschüsse Reserven überweisen, die nicht unter die Anteilscheinhaber verteilt werden.«

Die norwegische Regierung hat eine Gesetzesbestimmung in Vorschlag gebracht, wonach Konsumvereine, die nur an Mitglieder verkaufen, Einkaufsvereine, die Waren unter den Mitgliedern verteilen, landwirtschaftliche Vereine, die ausschließlich oder hauptsächlich für ihre Mitglieder den Einkauf von Rohstoffen oder Betriebsmitteln besorgen, von dem Einkommen, das vom Vereinsvermögen gewonnen wird, besteuert werden können, nicht aber für das betriebene Geschäft selbst. Die gleichen Grundsätze sollen für landwirtschaftliche Vereine gelten, die lediglich die Produkte ihrer Mitglieder verarbeiten und absetzen. Konsumvereine, die auch an andere als an Mitglieder verkaufen, sollen nach dem Einkommen, das sie aus eben diesem (aber nur aus diesem) Verkauf erzielen, besteuert werden.

Recht charakteristisch ist das folgende Vorkommnis in Dänemark. In einer Kleinhändlerversammlung in Kopenhagen wurde der Innenminister Rode, der dort einen Vortrag hielt, vom Vorsitzenden der Kleinhändlerorganisation Schjær gefragt, wie er sich zur Besteuerung der Konsumvereine stelle. Rode erklärte die Besteuerung nicht empfehlen zu können. Der sogenannte Überschuß der Konsumvereine sei in Wirklichkeit kleiner als er erscheine. Würde man ihn besteuern, so würden die Vereine die Preise herabsetzen und den Überschuß dadurch beseitigen. Die Kleinhändler bekämen dann noch schärfere Konkurrenz. Die Kleinhändler müßten sich auch zu Einkaufs- und Produktivvereinigungen zusammenschließen. Dann würden sie auch begreifen lernen, weshalb sie dabei erzielten Überschuß nicht versteuern möchten. In Kopenhagen haben sich im vorigen Jahr 16 Konsumvereine zu einem einzigen vereinigt, die Mitgliederzahl ist von 7770 auf 13000 gestiegen und nimmt allmonatlich um Hunderte zu. Das Amdelsblad vom

14. September 1917 stellt fest: »Die städtische Arbeiterschaft sieht in wachsendem Maß ein, welche Bedeutung die Verbraucherorganisation hat, und sie ist organisatorisch genügend geschult, um zu begreifen, daß loyales Zusammenarbeiten mit den landwirtschaftlichen Genossenschaften für beide Teile nur von Nutzen sein kann.« Man sieht, in Dänemark hat man über die Konsumvereine recht vernünftige Anschauungen, und auch in Handelskreisen.

Volksfürsorge Welche Entwicklung die Volksfürsorge selbst in den Kriegsjahren nimmt, zeigt der folgende Vergleich. Neuanträge waren zu bearbeiten Januar bis Juli 1915 6338, 1916 13 179, 1917 20 289. Wie die Volksfürsorge für die Versicherten sorgt, beweist die Tatsache, daß im Jahr 1914 die Aktionäre (Gewerkschaften und Genossenschaften) auf die ihnen satzungsgemäß zustehenden 4% Zinsen zugunsten des Gewinnreservofonds der Versicherten verzichteten, um den Hinterbliebenen der frühsterbenden Versicherten eine Erhöhung der Versicherungssumme zu sichern. In den Jahren 1915 und 1916 wurde dieser Verzicht zugunsten des Kriegsreservofonds wiederholt, aus dem den Hinterbliebenen der im Krieg Gefallenen, die mindestens 6 Monate bei der Volksfürsorge versichert waren, 3 Monate nach Beendigung des Krieges ein Zuschuß zu der bedingungsgemäß zur Auszahlung gelangenden Versicherungssumme ausgezahlt wird. Durch diese Verzichte haben Gewerkschaften und Genossenschaften als die Gründer der Volksfürsorge 120 000 Mark den Fonds zugeführt, die restlos den Versicherten zugute kommen. Neben der Kriegsversicherung der kämpfenden Soldaten hat in letzter Zeit besonders auch die Versicherung der in der Rüstungs- und Munitionsindustrie besonders gefährdeten Arbeiter sowie auch der Bergarbeiter große Fortschritte gemacht. Die im Juni begründete schweizerische Volksfürsorge baut sich im Gegensatz zur deutschen nur auf der Genossenschaftsbewegung auf. Sie hat ihren Sitz in Basel, um den Bankdienst des Verbandes schweizerischer Konsumvereine benutzen zu können.

Wohnungsbau Der Arbeiterbauverein in Kopenhagen, gegründet von dem 1864 aus Schleswig ausgewiesenen Arzt Ulrik, hatte 1907 schon 1313 Wohnhäuser mit

2 bis 3 Wohnungen gebaut, deren jede auch einen kleinen Garten hat. Doch entartete dieser Bauverein dadurch, daß die allmählich als Privateigentum erworbenen Häuser mit Spekulationsgewinn verkauft wurden. Um solche Entartung zu vermeiden, hat die im Jahr 1912 gegründete Arbeiterbaugenossenschaft Musterwohnhäuser errichtet, die Eigentum der Genossenschaft bleiben. Jede Spekulation auf Gewinn ist bei diesen Häusern ausgeschlossen. Die Genossenschaft hat auch eine Ziegelei erworben, die jährlich 4 Millionen Ziegel liefert. Die Arbeiterbaugenossenschaft hat bisher 9 große Musterhäuser mit über 600 Einzelwohnungen für 4 800 000 Mark errichtet. Die meisten Häuser enthalten Läden, die die Hauptstädtische Konsumgenossenschaft innehat. Die Wohnungen sind besser und billiger als die vom Unternehmertum in ähnlichen Häusern hergestellten.

Totenliste

Ein Veteran der Genossenschaftsbewegung Reinhold Postelt, ist am 22. Oktober in Hamburg, 64 Jahre alt, gestorben. Postelt war einer jener sächsischen Arbeiter, die die Genossenschaftsbewegung in ihrem Heimatland und später in ganz Deutschland haben hochbringen helfen. Als erster Geschäftsführer der Produktion hat er leider schon 1902 durch die bekannte Primuskatastrophe, bei der seine Gattin und zwei Kinder in der Elbe ertranken, während er auf einer Reise zum internationalen Genossenschaftskongreß in Manchester begriffen war, einen schweren Verlust erlitten. 1908 rührte ihn ein Schlaganfall, und seitdem konnte er die stolze Entwicklung der Produktion nur aus der Ferne mit ansehen. Viel zu früh, für sich und die Konsumgenossenschaftsbewegung, ist auch der Geschäftsführer der Großeinkaufsgesellschaft Eduard Würfel dahingegangen. Nur 57 Lebensjahre sind ihm beschieden gewesen. Er hat der Genossenschaftssache auf die mannigfaltigste Weise gedient. Seit 1902 war er für die Großeinkaufsgesellschaft tätig, seit dem Juli 1914 ihr Geschäftsführer. Er war ein hervorragender Genossenschafter und ein ausgezeichnete Mensch. Der letzte der Gründer der englischen Großeinkaufsgesellschaft, der 86jährige James Crabtree, ist vor einem halben Jahr gestorben. Er war der Sohn eines Chartisten, der seiner Geiznarrung wegen Freiheitsstrafen erlitten hatte.

Kurze Chronik Der Reichsverband deutscher Konsumvereine in Köln-Mülheim, der neben dem Zentralverband besteht und im wesentlichen solche Vereine umfaßt, die dem angeblich sozialdemokratischen Zentralverband nicht angehören mögen, zählt jetzt 235 Vereine (gegen 191 im Vorjahr). Die Mitgliederzahl stieg auf 285 949. Der Umsatz der Verbandsvereine hob sich auf 80 Millionen Mark. Die Großeinkaufsgesellschaft dieses Verbandes sank in ihrem Umsatz von 11½ Millionen Mark im Jahr 1914 auf 7½ Millionen Mark 1916. ◊ Die russische Großeinkaufsgesellschaft in Moskau erlebte im Jahr 1916 die prozentual stärkste Entwicklung der 12 Großeinkaufsgesellschaften der Welt. Ihr Umsatz stieg von 22,8 Millionen Rubel auf 87 Millionen Rubel, also um 266 %.

WISSENSCHAFT

Biologie / Adolf Koelsch

Vöchting Er liebte es in seinen Schriften Goethe und da und dort einmal auch Voltaire zu zitieren, und man merkt es diesen Zitaten an, daß sie nicht von einem Abreißkalender stammten, sondern daß ein in den naturwissenschaftlichen und naturphilosophischen Abhandlungen dieser Schriftsteller gründlich bewandertes Geistes in seine Betrachtungen verflocht, weil er sich vollkommen klar darüber war, daß in der leuchtenden Universalität dieser Genies jederzeit ein halbes Hundert gewöhnlicher Naturforscher spurlos aufgehen kann, und daß es nichts schade, wenn durch eine Konfrontation ihrer visionären Aussprüche mit den mühsam zusammengeschundenen Ergebnissen exakter Forscherarbeit diese Erinnerung im Gemüt der Zeitgenossen von Mal zu Mal wieder aufgerischt wird. Er selbst hat nicht aus den Händen eines seiner akademischen Lehrer jenes Pflichtenheft empfangen, dem sein eigenes, großzügigster botanischer Experimentierarbeit gewidmetes Leben verbindlich geworden ist, sondern von Goethe erfuhr er zuerst, worauf ein rechter Naturforscher wirklich bedacht zu sein hat: er habe, sagt der Dichter, »die Vermannigfaltigung eines jeden einzelnen Versuches als die eigentliche Pflicht« anzusehen und somit gerade umgekehrt zu verfahren wie ein Schriftsteller, der unterhalten will. »Dieser wird Langeweile erregen, wenn er nichts zu denken übrig

läßt; jener muß rastlos arbeiten, als wenn er seinen Nachfolgern nichts zu tun übrig lassen wollte, wenn ihn gleich die Disproportion unseres Verstandes zu der Natur der Dinge zeitig genug erinnert, daß kein Mensch Fähigkeiten genug habe in irgendeiner Sache abzuschließen.« Nichtsdestoweniger hat Vöchting es durchaus verschmäht seine Werke zu Ablagerungsstätten der gesamten wissenschaftlichen Buchführung zu machen, zu der ein Experimentator notwendig verurteilt ist. Seine Bücher sind keine Kirchhofplätze für Tabellen, öde Tagesjournalnotizen und umständliche Einzelbeschreibung; sondern alles das bleibt, mit Fleiß und Mühe, gänzlich im Hintergrund, damit der Erörterung des Wesentlichen und Typischen um so breiterer Raum zufallen kann und der Geist sich frei, zwischen möglichst wenig Schatten bewege. Er hat sogar die Überwindung besessen eine fertiggestellte Arbeit überhaupt nicht zu publizieren, weil ein anderer (Goebel) unmittelbar zuvor mit einer Abhandlung herausgekommen war, die eine volle Bestätigung seiner eigenen Ergebnisse brachte.

In jungen Jahren soll Vöchting ein schöner blonder Germane gewesen sein, mit feinem Haar, hellen Augen und weichem Bart; und man glaubt das gern, war er doch zu Blomberg im Teutoburger Wald geboren, wo die rotblonde Rasse immer noch in prächtigen Exemplaren gedeiht. Bevor er sich dem Studium der Botanik zuwandte, erlernte er die Gärtnerei, und diese Zeit war für ihn nicht in den Wind geschlagen. Nicht nur, daß seine erfindungsreiche, ebenso phantasievolle wie zielbewußte Experimentiertechnik, die man später bewundern lernte, damals ihre Grundlage erhielt. Auch seine Sporen als Wissenschaftler hat er sich mit der Untersuchung und physiologischen Begründung einer ganzen Anzahl von Phänomenen verdient, die von der Gärtnerei schon seit Jahrhunderten praktisch ausgenutzt worden waren, ohne daß man eigentlich wußte, was Anlaß und Ursache dafür war, daß sich die Pflanzen unter den angesetzten Bedingungen gerade so und nicht anders verhielten. Wie wenig die gärtnerischen Lehrjahre ihm ein Zeitverlust in seinem Leben geworden sind, sieht man übrigens darin, daß er schon als 30jähriger das Bonner Extraordinariat für Botanik erhielt. Bereits ein Jahr später, 1878, kam er als Ordinarius und Direktor des Botani-

schen Gartens nach Basel, wo er auch seine Lebensgefährtin fand. 1887 siedelte er als Nachfolger Pfeffers nach Tübingen über, und hier ist er bis zu seinem Tod geblieben. Weder Berlin noch Wien noch Bonn, die mit glänzenden Anerbietungen kamen, haben ihn aus dem kleinen schwäbischen Neckarstädtchen fortzulocken vermocht. Der gute Schwabekönig, gerührt, verlieh ihm dafür den persönlichen Adel.

In der wissenschaftlichen Welt begründete Vöchting seinen Ruf durch sein 2bändiges Werk über Organbildung im Pflanzenreich (1878 bis 1884), er wurde dadurch der eigentliche Schöpfer der Lehre von den Regenerationserscheinungen in der Pflanzenwelt und der Urheber der experimentellen Morphologie, die nachher von Goebel und anderen so erfolgreich weiter ausgebaut wurde. Schon lange wußten die Gärtner, daß abgetrennte Zweige, Wurzelstücke und Blätter sehr vieler Pflanzen unter geeigneten Bedingungen imstande sind aus eigener Kraft alle fehlenden Teile neu zu erzeugen und auf diese Weise einem Individuum den Ursprung zu geben, das genau so lebenskräftig ist wie ein aus Samen gezogenes Exemplar. Die ganze Ablager- und Stecklingsvermehrung beruhte ja auf der Ausnutzung dieses weitgehenden Restitutionsvermögens. Der Gärtner hat es sogar vollkommen in der Gewalt, ob er aus einer beliebigen Zweigknospe eine Wurzel, einen Blätterquirl, einen Blütenproß, einen Laubschoß oder ein dorniges Gebilde erziehen will, und ebenso großen Spielraum hat er bei der Bestimmung des Ortes, an dem ein losgelöstes Blatt eine Wurzel oder ein Zweiglein erzeugen soll. Vöchtings Streben war nun vor allem darauf gerichtet genau die Bedingungen zu ermitteln, die äußeren sowohl wie die inneren, die erfüllt sein müssen, damit es überhaupt zu Regenerationsprozessen kommt und damit zweitens aus einem und dem selben Zellenherd bald dieses, bald jenes bestimmte Organsystem einer vollbürtigen Pflanze hervorgeht. Mit bewunderungswürdiger Umsicht und Gründlichkeit ist diese Frage von ihm gelöst und damit nicht nur die Mechanik und Physiologie der Regenerationserscheinungen aufgeklärt sondern zugleich ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis der geheimnisvollen Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Teilen des Ganzen und zur Kenntnis der in jeder einzelnen Zelle schlummernden Fähigkeiten geleistet worden.

Von ganz mechanistischen Voraussetzungen ausgehend und ursprünglich der damals herrschenden Ansicht nicht abgeneigt, daß das Leben, das den pflanzlichen Organismus durchbraust, nichts sei als eine Funktion der Teile (das heißt der Zellen), die den Pflanzenkörper zusammensetzen, vollzieht er unter dem Druck seiner persönlichen Erfahrungen eine entschiedene Wendung. Er bekannnt, daß keine lebendige Zelle am Pflanzenkörper eine spezifische und unveränderliche Funktion besitze (wie ein Maschinenteil), daß sie auch ihre künftige Funktion niemals selber bestimmen kann, sondern daß jegliche Leistung, die wir an ihr ausbrechen sehen, bestimmt werde durch den Einfluß des Ganzen, von dem sie ein Teil ist, von der »Totalität«, wie er sich ausdrückt, in deren Verband sie lebt. Damit lehnt er auch die ältere Auffassung ab, daß ein Gewächs von kraut-, strauch- oder baumartigem Charakter nicht als eine in sich geschlossene Leberseinheit, ein Individuum, sondern als ein »Familien- und Gesellschaftsverband von Zweigen« zu betrachten sei. Die Pflanze ist, sagt er, ihren Lebensleistungen nach eine einheitliche und einmalige unteilbare Welt, genau so gut wie das Tier; sie ist ein Individuum, eine Person.

Ein nicht minder bedeutendes Werk folgte 1908 diesem ersten noch in den Untersuchungen zur experimentellen Anatomie und Pathologie des Pflanzenkörpers. Abermals steht das Problem der Regeneration und der Pflanzenmetamorphose im Vordergrund. Es sind vor allem die Gewebemetamorphosen, die Wundheilungsvorgänge, die und dabei sich abspielenden Gewebeumbauten, die Vöchting beschäftigt. Er legt darin ferner seine berühmt gewordenen Transplantationsversuche am Kohlrabi vor und seine nicht minder bedeutungsvollen Untersuchungen über die Wirkung der Kastration auf die übrigen Organe und das gesamte Lebensgetriebe der betroffenen Pflanze. Erwähne ich noch, daß er grundlegende Arbeiten über den Einfluß des Lichts auf die Blütenbildung veröffentlicht hat, so dürften wenigstens die Hauptgebiete seines Schaffens berührt und im Leser der Eindruck erweckt worden sein, daß ein überaus vielseitiger und zielbewußter moderner Biologe in Vöchting dahinging. Ihre volle theoretische Auswirkung haben die Einsichten in das Wesen des Lebens, die er zutage gefördert hat, einst-

weilen leider noch nicht gefunden. Sie sind eben dem Geist des Mechanismus gar nicht kommod. Aber die Zukunft steht, aufnahmefähig, bereit, und sie wird die Fäden, die er gesponnen hat, schon in ihr Tuch zu verweben wissen.

Totenliste

Der Professor der allgemeinen Biologie an der Sorbonne Félix Le Dantec ist vor mehreren Monaten im Alter von 48 Jahren in Paris gestorben. Er hat eine große Zahl von Schriften über biologische Philosophie und Soziologie herausgegeben. Seine Weltanschauung war die materialistische. Ende November starb Hermann von Vöchting, 70 Jahre alt, in Tübingen. Über die Bedeutung des Toten ist oben das Notwendigste gesagt worden. Über seine äußere Stellung sei noch hinzugefügt, daß er korrespondierendes Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften und anderer gelehrten Körperschaften war; daß er auch 1909 in Cambridge, wohin er als Vertreter der Universität Tübingen an der Darwinhundertjahrfeier teilnahm, zum Ehrendoktor ernannt wurde.

Kurze Chronik Die Universität Göttingen hat folgende, bis zum 15.

April dieses Jahres einzureichende Preisaufgabe gestellt: »Es wird gewünscht eine eingehende Darlegung der Epidermisdifferenzierung in den verschiedenen Regionen des Laubblatts.« ◊ In der Pariser Akademie der Wissenschaften wurde mitgeteilt, daß es im Institut Pasteur gelungen sei Malaria durch Impfung vom Menschen auch auf den Affen (Schimpanse) zu übertragen. Die Krankheit verlief typisch und war, wie beim Menschen, durch Chinin heilbar. ◊ Eine Ermittlung H. Dittrichs über die Pilzvergiftungen des Jahres 1916 in Deutschland, worüber in den Berichten der Deutschen Botanischen Gesellschaft das Nähere zu lesen ist, ergab 89 Todesfälle, die fast durchweg von Amanita phalloides hervorgerufen wurden. ◊ Das Anatomische Institut in Freiburg (Baden) ist im vorigen April einem englisch-französischen Fliegerangriff zum Opfer gefallen. Die wertvollen anatomischen und embryologischen Schau- und Lehrsammlungen sowie das gesamte Unterrichtsmaterial wurden bis auf wenige Reste vernichtet. Der Wiederaufbau soll erst nach Kriegsende in Angriff genommen werden. ◊ Die

Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft in Frankfurt am Main beging die Hundertjahrfeier ihres Bestehens. ◊ Der ordentliche Professor für Zoologie an der Technischen Hochschule Karlsruhe Reinhard Demoll geht als Nachfolger des verstorbenen Bruno Hofer an die Universität München. ◊ Der Professor der Anatomie an der Universität Leipzig Karl Rabl tritt am 1. April dieses Jahres aus Altersrücksichten in den Ruhestand.

Geschichte / Alfred Zeiler

Napoléon Ludwig Quessel hat in dem Sozialistischen Monatsheften (1917 I, Seite 123 ff.) bereits auf die Werte hingewiesen, die wir aus der Geschichte Napoléons, und zwar vornehmlich aus seinem Kampf gegen England, für die Gegenwart ziehen können. Sie haben mittlerweile nicht nur nichts an Aktualität eingebüßt sondern sind, wie man es fortwährend in der Tages- und Zeitschriftenpresse verfolgen kann, immer deutlicher erkannt und hervorgehoben worden. Am schärfsten wohl von dem nationalliberalen Reichstagsabgeordneten Gustav Stresemann, der in einer Schrift Napoléon und wir /Berlin, Verlag der Täglichen Rundschau/ sagt, daß die Mittelmächte heute die Lebensarbeit Napoléons weiterführen. Man wird dies als eine Ironie der Weltgeschichte empfinden, wenn man es nicht, wie Stresemann, als noch größere Ironie betrachten will, daß das Frankreich Napoléons sich für England verblei. Von einer andern Seite aus gepackt lautet das Problem dann, daß Englands bis zur Gegenwart aufrechterhaltene weltbeherrschende Stellung auf der Niederringung Napoléons beruht, und daß in der Völkerschlacht bei Leipzig mit deutschem Blute Englands Weitherrschaft begründet worden ist.

Ein neuerer Kritiker, Carl Leyst, wendet sich zwar in einem Buch Hindenburg oder Napoléon /Berlin, Braunbeck/ gegen diese Vergleiche. Nach seiner Ansicht, die er allerdings nicht weiter belegt, beruht die Ausspielung Napoléons gegen England auf einer ganz falschen Voraussetzung. »Sein und Deutschlands Kampf sind in ihren Ursachen überhaupt nicht zu vergleichen.« Freilich, die äußeren Kriegsänlässe sind einst und heute verschieden. Aber die Kriegsrichtungen sind die selben, und somit ist auch ein Vergleich zwischen den beiden durchaus statthaft, viel mehr als der von Leyst herausgegriffene zwischen Hindenburg und Napoléon (der schon aus dem Grund ganz in die Irre führt, weil Napoléon nicht nur Feldherr sondern vor allem auch Staatsmann und Staatsleiter und als solcher Erneuerer auf allen Gebieten war). Heute hat man bei uns, in manchen Kreisen wenigstens, erkannt, daß England der Feind Kontinentaleuropas ist. Bei Napoléon stand diese Erkenntnis schon zu Beginn seiner militärisch-politischen Laufbahn fest. Seine ersten Lorbeeren holte er sich 1793 vor

Literatur Über die zeitliche und räumliche Verbreitung der fossilen Fische und ihre Stammesgeschichte veröffentlicht Max Schlosser in den Sitzungsberichten der Bayrischen Akademie der Wissenschaften /München, Franz/ eine zusammenfassende Arbeit, die mit zum Besten gehört, was auf diesem Gebiet geschrieben wurde. Wir entnehmen ihr, daß Europas älteste Fische im Oberstür Schottlands gefunden werden, daß aber der unterstürische nordamerikanische Kalkstein noch frühere Formen aufweist. Der bedeutendste Entwicklungssprung vollzieht sich in der obern Kreidezeit; die bis dahin herrschenden Knorpelfische werden endgültig durch die Knochenfische verdrängt. Im Tertiär findet eine weitere allmähliche Annäherung an die heutigen Formen statt, die in dessen letzter Stufe, dem Pliozän, so weit abgeschlossen ist, daß eine wesentliche Weiterveränderung bis heute überhaupt nicht mehr vor sich gegangen ist. ◊ Im Biologischen Zentralblatt findet sich eine sehr bemerkenswerte Abhandlung J. S. Szymanskis (Wien) über die Verteilung der Ruhe- und Tätigkeitsperioden verschiedener Tiere innerhalb eines 24stündigen Tag- und Nachtumlaufs. Es ist hier zu lesen, daß die Ringelnatter im 24stündigen Zyklus nur eine kurze 2stündige Tätigkeitsperiode erlebt, die mit den heißesten Tagesstunden zusammenfällt, daß der Laubfrosch innerhalb des selben Zeitumschwungs 2 Perioden der Aktivität (mittags und abends) durchmacht, die durch ungleich lange Ruheperioden getrennt sind, daß weiße Mäuse 16, graue sogar 19 Wach- und Schlafperioden in dieser Zeit erledigen. Ich werde anläßlich einer Betrachtung über die Rhythmisierung des Lebens, wie sie im Anschluß an Hermann Swobodas kürzlich veröffentlichtes Werk Das Siebenjahr geboten erscheint, später auf diese Tatsachen zurückkommen.

Toulon im Kampf gegen die Engländer. Am 18. Oktober 1797, also am Tag nach dem Frieden von Campo Formio, schrieb er an das Direktorium nach Paris: »Unser wahrer Gegner ist England. Wir müssen es vernichten, damit es uns nicht vernichtet. Konzentrieren wir daher unsere ganze Tätigkeit auf die Vermehrung unserer Marine, und zerstören wir England.« Im Frühjahr 1798 wird er zum »Oberbefehlshaber der Armee gegen England« ernannt. Am 2. Juli landet er in Ägypten, um England, wie er sich in einem Brief an Sorel ausdrückte, »gründlich zu vernichten« und »die Freiheit der Meere zu begründen«. Dabei hat Napoléon den Kampf mit England nicht selbst begonnen. Er wurde ihm als Erbe des Königtums und der Revolution überliefert. Auch damals ging es für England gegen die zweitstärkste Flottenmacht, gegen den Nebenbuhler, der ihm auch wirtschaftlich am meisten zu schaffen machte. England war damals die Seele der Koalitionen gegen Frankreich. Während Napoléons Abwesenheit in Ägypten brachte es die zweite Verbindung dieser Art zustande, und zu Beginn des Jahres 1799 marschierten die süddeutschen, österreichischen und russischen Hilfstruppen Englands wiederum den französischen Grenzen zu. Die Generale der Republik, wie Jourdan, Joubert, Macdonald, Moreau, Masséna, fochten zur Hauptsache unglücklich. Man braucht sich deshalb nicht zu wundern, daß Napoléon bei seiner verwegenen Rückkehr aus Ägypten als Messias und Friedensbringer begrüßt wurde. Tatsächlich wendete sich von dem Augenblick an auch das Kriegsglück der Franzosen. Der Erste Konsul hatte England und Österreich zwar Frieden angeboten. Doch die Anträge wurden von Pitt und Thugot abgelehnt. »Gut denn! Krieg gegen England!«, sagte eine offiziöse französische Flugschrift, und der Moniteur vom 23. März 1800 schrieb: »England hat das Meer dem Handel der Nationen verschlossen. Es ist nur zu gerecht, daß es als erstes selbst unter seinen unheilvollen Maßregeln leidet.«

An dieser Stelle braucht der weitere Verlauf des Krieges zwischen Napoléon und England nicht verfolgt zu werden. Jedes einschlägige Geschichtswerk gibt darüber Auskunft. Nur einige Tatsachen, die Napoléons Politik in dieser Frage besonders deutlich erhellen, mögen noch hervorgehoben werden. Da ist zum Beispiel der berühmte, aber noch zu wenig beachtete Aufruf Napoléons an

die Mächte des Kontinents, in dem er sie auffordert »zur Wahrnehmung gemeinsamer Weltinteressen gegen England zusammenzustehen und sie gegen einen Feind zu verteidigen, der keine Rücksicht kennt und rastlos die Stunde wahrnimmt, in der kein Widerspruch seinen ehrgeizigen Plänen ein Ziel setzt«. In dem nämlichen Aufruf heißt es (was für die gegenwärtigen Parteigänger Englands geschrieben sein könnte): »Die Allianz des europäischen Festlands mit England ist, an sich betrachtet, das unnatürlichste, widersinnigste Verhältnis der Welt, weil dabei aller Gewinn und aller Vorteil auf England fällt, aller Verlust und alle Niederlagen Europa treffen. Das Interesse ihrer Staaten warnt die europäischen Fürsten vor einem Bündnis mit England, ja es drängt sie zu einem Bund gegen den falschen Freund. Denn während England den Kontinentalkrieg unterstützte und schürte, hat es sich zum Alleinherrscher auf den Meeren gemacht, hat den Handel der ganzen Welt an sich gerissen. . . Und was tut der Kontinent? Er sieht mühevoll zu, wie Englands Arme die Welt unklammernd zerfleischt sich selbst, während draußen ein Vorteil nach dem andern der mühelos errungenen Frucht dem gemeinsamen, aber nicht erkannten Gegner in den Schoß fällt.« Trefflicher läßt sich die politische Pflicht des Kontinents wohl kaum zusammenfassen. Weil die kurz-sichtigen Staatsleiter Europas nicht auf diese Gedanken eingehen wollten oder ihrem kühnen Flug überhaupt nicht zu folgen vermochten, mußte Napoléon zur Gewalt greifen, wenn er den Kampf gegen England nicht einstellen wollte. England hat Napoléon zum vielverschrienen Eroberer gemacht.

Aber da ist doch der Kampf gegen Preußen, der Zug gegen Rußland, die dieser Anschauung scheinbar widersprechen! Man hat Napoléons Versicherungen, daß seine Politik einzig gegen England gerichtet sei, als Heuchelei bezeichnet. Max Lenz hat darauf schon im Jahr 1898 geantwortet: »Sie sollten uns nicht so ungerecht erscheinen, und wir möchten wohl eher die früher herrschende Meinung von dem Kampfe Englands für die Freiheit Europas als eine Legende bezeichnen.« Man hat nämlich zu berücksichtigen, daß Napoléon an dem Reichsdeputationshauptschluß vom Jahr 1803, der Preußen einen Bevölkerungszuwachs von rund 375 000 Seelen sicherte, wesentlich beteiligt war. Stresse-

mann bemerkt deshalb zutreffend: »Wenn Napoléon sich mit Eroberungsgedanken getragen hätte, so würde er nicht zugelassen haben, daß dieser Gegner vorher eine solche Stärkung erführe.« Und dann spricht die Haltung Napoléons während des Kampfes selbst eine deutliche Sprache. Am 12. Oktober 1806, also 2 Tage vor der Schlacht bei Jena, als er sich des Sieges sicher fühlte, bot Napoléon Friedrich Wilhelm III. Frieden an. »Ich bin durchaus nicht auf einen Sieg erpicht. . . Ich habe gegen Eure Majestät nichts zu gewinnen. Ich will nichts von ihr und habe nie etwas von ihr gewollt. Der gegenwärtige Krieg ist ein unpolitischer Krieg.« Napoléon hätte, im Sinn seiner Englandpolitik, lieber ein Bündnis mit Preußen gehabt. Man hätte zugreifen sollen, und alles hätte sich anders entwickelt. Und welches war die erste politische Handlung des Siegers, nachdem er in Berlin eingedrückt war? Er erläßt am 21. November die Kontinentalsperre gegen England, deren Edikt wie ein Kriegserlaß unserer Tage klingt. Und in Tilsit? Nahm er dem Zaren Alexander etwa Land ab oder eine Kriegsentschädigung? Nein, er wies ihm sogar polnisches Gebiet zu und verlangte von ihm nur den Beitritt zum Wirtschaftsbund gegen England. Das Ganze war ihm nur die erforderliche Sicherheit für den großen Austrag mit England. Er hat sich also wohl gehütet sich durch einen Sieg zu allzu harten Forderungen verleiten zu lassen. Von »aussaugenden Friedensbedingungen«, wie Leyst schreibt, zu sprechen ist einfach absurd. Aus der Kontinentalsperre, die Napoléon systematisch durchzuführen entschlossen war, gingen die weiteren Verwickelungen organisch hervor. Daß auch die Kontinentalsperre für Europa wirtschaftlich von größter, ja entscheidender Bedeutung war, indem sie verschiedene Industrien des Festlands erstehen ließ, ist schon mehrfach nachgewiesen worden. Man muß immer wieder sich klar machen, daß Napoléon seine Kriege nicht aus Kriegs- oder Eroberungslust sondern unter dem Zwang der politischen Not geführt hat. Gerade das ist das eigentlich Große an diesem Menschen, daß er, der genialste Feldherr, sich und seine Begabung so vollständig in der Gewalt hatte, daß der Krieg ihm nicht über seinen politischen Zweck hinauswuchs. Er selbst stellte, wie er im Jahr 1816 auf Sankt Helena sagte, seine Schöpfungen »als Verwalter und Neu-

organisator der französischen Volksfamilie« weit über seinen Ruhm »40 Schlachten gewonnen zu haben«. Der Inbegriff seines außenpolitischen Willens war der: Europa den dauernden Frieden zu geben. Napoléon hat die Sache Europas gegen England vertreten, das ihm den Krieg und immer wieder den Krieg aufzwang. In dem von Sir Roger Casement veröffentlichten Briefwechsel zwischen dem englischen Vizekönig von Irland Earl Whitworth und dem englischen Unterstaatssekretariat findet sich unterm 13. April 1815 folgende Auslassung Whitworths: »Ich sehe aus allen Berichten, die Peel erhält, ebenso aus denen, die mir selbst zugehen, daß die Stimmung unter den Irländern nicht besser wird. Aber solange wir für ihren Freund Bonaparte anderweitige Beschäftigung finden können, habe ich keine ernstlichen Besorgnisse um Irland, und ich denke, Bonaparte wird bald mehr Arbeit bekommen, als er schaffen kann.« Das ist ein Hinweis auf die Art und Weise, wie Napoléon von England »beschäftigt« wurde. Er selbst war sich dessen bewußt, daß England hinter all seinen neuen Feinden stand und hätte daher bei der 9stündigen Unterredung mit Metternich in Dresden vom 26. Juni 1813 die (wahrscheinlich unhistorische) Frage an diesen: »Wieviel hat Ihnen England dafür geboten, daß Sie diese Sprache führen?« durchaus gesprochen haben können. Heute nähern wir uns hoffentlich dem Zeitpunkt, wo sich das erfüllt, was Inhalt der Napoléonischen Politik war: Einigung der Kontinentalvölker unter einem großen und einheitlichen wepolitischen Gedanken. Der Erreichung dieses Ziels hat Napoléon seine ganze Kraft gewidmet. Er ist nicht an der Größe der Aufgabe sondern am Unverstand der damaligen kontinentalen Regierungen gescheitert. Sein Ideal war ein europäischer Staatenbund. Zu Annexionen ist er nur geschritten, wo seine Bündnispolitik auf andere Weise nicht durchzuführen war. Auch dem Gedanken der Staatenbildung auf rein nationaler Grundlage brachte er großes Verständnis entgegen (die Einverleibung Hollands in Frankreich muß lediglich unter dem Gesichtspunkt der englischen Politik Napoléons betrachtet werden), wie er zum Beispiel ins Deutsche Reich den zentralistischen Gedanken hincinwarf und mit dem Plunder der Kleinstaaten aufräumte. Es wird sich doch niemand verhehlen wollen, daß die Verwirk-

lichung des Napoléonischen Ziels: Zusammenschluß des Kontinents gegen England, der wahrhafte Erfolg in diesem Krieg wäre.

Aber auch die Persönlichkeit Napoléons bietet uns heute Anregungen in Fülle. In ihrer genialen Zusammenfassung von Strategie, Politik und Organisationsfähigkeit hat sie nicht ihresgleichen. Das ist es ja, was Europa heute fehlt, das gegenwärtig nur einseitig veranlagte Persönlichkeiten größern Stils aufzuweisen hat. Erst eine solche Vereinigung gibt die Gewähr für eine wirklich vollständige politische Ausnutzung der strategischen Erfolge. Man erinnere sich des einzig dastehenden Faktums, wie Napoléon vor der Schlacht bei Jena Friedrich Wilhelm III. Frieden angeboten hat. Er wußte eben, daß es lediglich auf das politische Endergebnis ankommt. Er war wirklich nichts weniger als der Gewaltmensch, wie wir ihn ein Jahrhundert lang alle durch die englische Brille sehen mußten. Es liegt kein Grund vor seinen zahlreichen Versicherungen, daß er lieber in Frieden mit der Welt gelebt hätte, zu mißtrauen. Er hat diese Überzeugung schließlich mehrfach durch die Tat bewiesen. Der Mensch Napoléon hat die Größten seiner Zeit (und gerade auch die größten Deutschen) fasziniert, jene, die in ihrer eigenen Größe das innere Gesicht des Gewaltigen hatten. Er war den nachfolgenden Generationen des 19. und des 20. Jahrhunderts immer aufs neue Gegenstand der gedanklichen Versenkung oder des gefühlsmäßigen Erlebnisses, jedenfalls der leidenschaftlichen Parteinahme. Dichter und Philosophen haben sich ebenso mit ihm beschäftigt wie Historiker. Bis seine Person ins Sagehafte rückte und er späteren Geschlechtern vielleicht nur noch als Mythos erscheinen wird. In gewisser Hinsicht kann man sagen, daß die Beurteilung Napoléons den Beurteiler selbst charakterisiert. Die Größten sahen ihn groß (Goethe, Nietzsche), die Kleinen suchen ihn zu verkleinern. So ist auch der einzige, der wirklich ein bedeutendes Werk über Goethe geschrieben hat, Friedrich Gundolf, in seinem Goethewerk, das vor einem Jahr erschien, wie in allem, so auch an all den Stellen, an denen von Napoléon die Rede ist, in die Tiefe gedrungen, in der das Dämonische seines Wesens, seine legendarische Größe sich ahnen läßt. Während H. St. Chamberlain in seinem Goethebuch Napoléon herunterzumachen versucht. (Daß

freilich noch in diesen Jahren des Weltkriegs, da Deutschland das Vermächtnis Napoléons vollziehen soll, sich bei uns solche Verkleinerer finden, ist für den Betrachter nicht erhebend.)

Napoléon, weit über das Europäische hinausgreifend, in der schicksalhaften Prägung seines Wesens sogar uneuropäisch, nach dem Orient weisend (wenn er einmal, in welchem Zusammenhang immer, wünschte Kaiser des Morgenlands zu werden, so drückt sich darin wohl mehr als eine vorübergehende Stimmung aus), erkannte gleichwohl seine Aufgabe darin: Europa zu einigen, die europäische Kraft vor der sie dauernd zersetzenden englischen Suprematie zu schützen und sich frei entfalten zu lassen. Er ist in der Durchführung seiner Aufgabe gescheitert. Die Zeit war nicht reif für ihn. Ist sie es jetzt, nach 100 Jahren, endlich geworden?

Ausgrabungen Die Ausgrabungen und Funde, die meist im Zusammenhang mit Kriegsarbeiten stehen, mehren sich in letzter Zeit in überraschender Weise. Es sind ihrer so viele, daß man sich auf eine bloße Aufzählung beschränken muß, so sehr sie auch zu historischen Schlussfolgerungen verlocken.

Am wertvollsten dürfte wohl die Entdeckung einer großen Ruinenstadt bei Eupatoria auf der Halbinsel Krim sein, über die Moissejew einen vorläufigen Bericht an die Archäologische Kommission nach Petersburg gesandt hat. Wahrscheinlich handelt es sich dabei um das alte Eupatoria selbst, das bekanntlich eine Gründung des Königs Mithridates Eupator war und in der griechischen Handels- und Kolonialgeschichte mehrfach erwähnt wird. So haben wir aus einer Rede des Demosthenes wissen, die Athener mit dieser nordpontischen Stadt einen Handelsvertrag zur Lieferung »bosporanischen« Getreides abgeschlossen. Die Entdeckung des alten Eupatoria ist dem Historiker aber hauptsächlich deshalb von größtem Interesse, weil die Ausgrabung vielleicht die so lange vermißten Grundlagen für die Kenntnis der Frühgeschichte jener Küstengebiete am Schwarzen Meer bringt, über die uns bisher genauere Angaben fehlten. Das mächtige Barbarenkönigreich, das dort schon vor der Zeit der Mithridaten blühte, ist nur aus den dürftigen Mitteilungen einiger griechischer Schriftsteller bekannt. In Griechenland selbst waren die

Franzosen während der Besetzungszeit dieses Gebietes archäologisch tätig. In Delphi haben sie nicht nur an der Ausgrabung des Apollotempels weitergearbeitet sondern auch die Freilegung des sogenannten römischen Markts in Angriff genommen. Dabei sind bereits einige wichtige Funde zutage getreten. In Philippi wurden das ehemalige Haupttor, durch das die Via Egnatia führte, und das Theater freigelegt; es soll die größten attischen Theater an Umfang übertreffen und sich auch durch bauliche Eigentümlichkeiten auszeichnen. Am Abhang der Akropolis zu Philippi fand man, außer zahlreichen Kunstschätzen, auch einige geschichtlich wichtige Inschriften. In Dion stieß man auf eine altmakedonische Stadt und konnte bereits ihren Umfang bestimmen. Dergleichen wurde auf Gallipoli die Nekropole von Eleus, der berühmten Kolonie des ältern Miltiades, östlich von Sedd el Bar lokalisiert. Auf Delos gingen die Franzosen an die Ausgrabung des Kynthos und vor allem des dem Zeus und der Athene gewidmeten Heiligtums auf der Spitze des Heiligen Berges. In der Umgebung wurden einige kleinere Kultstätten, so ein Poseidontempel, entdeckt. Ähnliche Funde konnten auch auf Thasos gemacht werden. Für die römische Geschichte wertvoll sind die Fragmente eines Denkmals mit den Res gestae Divi Augusti, die W. M. Ramsay in Antiochia in Pisidien gefunden hat. Nicht minder wichtig für die Kenntnis Ägyptens zur Zeit der Römerherrschaft sind die Ausgrabungen des soeben verstorbenen französischen Archäologen Legrain in Luksor. Er fand nicht nur einige römische Inschriften, die in Ägypten überaus selten sind, sondern je einen Triumphbogen für Alexander Severus und Marius Claudius Julianus (Apostata) und stellte ferner fest, daß das Forum von Luksor genau nach römischem Muster angelegt ist. Auch Pompeji hat in der letzten Zeit einige hochinteressante Funde hergegeben. So wurden unter andern die ersten Häuser mit Balkonen festgestellt. Ebenfalls in die römische Zeit zurück führen einige Ausgrabungen, die in Deutschland vorgenommen wurden. In Trier stieß man auf eine in großem Stil angelegte Badeanlage, die sich bei näherer Prüfung als eine Kaisertherme erwies. Nach Münzen- und Scherbenfunden geht der Bau auf Kaiser Diocletian zurück; andere Merkmale machen es wahrscheinlich, daß er dann von Kaiser Gratian umge-

baut wurde. Die Hauptteile der interessanten Anlage sind bereits freigelegt worden.

Für die Limesforschung aufschlußreich sind die neuen Ausgrabungen bei Eising an der bayrischen Donau, wo außer einem starken Kastell auch ein Heiligtum des Mars und der Victoria entdeckt werden konnte. Die Anlagen stammen aus dem Jahr 209 oder 229 nach Christus und enthalten zahlreiche wertvolle Einschlüsse. Die Ausgrabungen bei Bad Durckheim, die eine große römische Begräbnis- und Kultstätte ans Licht förderten, sind wegen mehr in kulturgeschichtlicher Hinsicht beachtenswert, da unter andern auch einige neue Grabbeigaben gefunden wurden.

Nunmehr ist auch die Ausgrabung der vorgeschichtlichen Ansiedlung bei Sarnsheim an der Nahe abgeschlossen. Die älteste Schicht gehört der sogenannten germanischen Linearbandkultur an, darüber erhob sich eine zweite aus der jüngern Hallstattzeit und endlich eine aus der Latènezeit. Am ausgiebigsten und bemerkenswertesten ist jedoch die älteste Schicht, die sich durch eigenartige, schuhleistenförmige Steingeräte sowie durch Werkzeuge aus Knochen und Horn auszeichnet. Die Wohnstätten waren teils rechteckige Blockhäuser teils runde Gruben mit einem zeltartigen hölzernen Oberbau. Auch die Ausgrabung der berühmten Hünenburg bei Meschede, der wichtigsten frühgeschichtlichen Befestigungsanlage im südlichen Westfalen, geht ihrem Abschluß entgegen. Sie hat bereits wichtige Ergebnisse über das Alter der Anlage gezeitigt.

Fügen wir noch hinzu, daß auf der Insel Adelsö im schwedischen Mälarsee ein mit wertvollstem Goldschmuck ausgestattetes Königsgrab aus dem 9. Jahrhundert entdeckt wurde, so ist das Notdürftigste der Ausgrabungsergebnisse der jüngsten Zeit erwähnt.

Totenliste Der Ordinarius für Geschichte an der Münchener Universität Karl Mayr ist 53jährig gestorben. Sein Spezialgebiet war außer der Kultur- auch die Musikgeschichte.

Im Dezember starb Pasquale Villari im Alter von 91 Jahren. Mit ihm ist nicht nur der bedeutendste Geschichtsforscher des neuern Italiens sondern ein Gelehrter von Weltruf dahingegangen, der unter andern auch zu den auswärtigen Mitgliedern der Berliner

Akademie der Wissenschaften gehörte. Seine Hauptarbeiten sind die auf gründlichstem Quellenstudium beruhenden Werke über Girolamo Savonarola und Niccolò Macchiavelli. Auch über die Theorie und Methodik des Geschichtsunterrichts hat er eine vortreffliche Untersuchung geschrieben, die ihn außerdem als genauen und feinen Kenner der einschlägigen deutschen Literatur zeigt. Villari gehörte längere Zeit der italienischen Deputiertenkammer und dem Senat an und war im ersten Kabinett Rudini Unterrichtsminister.

Kurze Chronik Die spanische Francesco Martorelli y Pena-Stiftung in Barcelona setzt den Gelehrten aller Kulturländer einen Preis von 20 000 Pesetas für eine Bearbeitung der spanischen Archäologie aus. ◊ Nach einer Meldung aus Rom wurde im dortigen Palazzo Chigi, der ehemaligen Residenz des österreichischen Botschafters, bei einer Inventuraufnahme mit anderen Geschichtsdokumenten auch das Original des Westfälischen Friedensvertrags gefunden. ◊ Der Verein für jüdische Geschichte und Literatur in Berlin feierte am 18. Oktober das Jubiläum seines 25jährigen Bestehens. ◊ Der Referent für Geschichtsunterricht im bayrischen Kultusministerium Michael Doeberl ist an Stelle Siegmund von Riezlers zum ordentlichen Professor für Landesgeschichte an der Universität München ernannt worden. Außer verschiedenen kleinen Arbeiten über wirtschaftliche und verfassungsgeschichtliche Fragen des bayrischen Mittelalters verdankt ihm die Wissenschaft ein tüchtiges Werk über Bayern und Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert und mehrere Abhandlungen über Bayerns Verhältnis zur deutschen Frage im 19. Jahrhundert. ◊ Der außerordentliche Honorarprofessor für historische Hilfswissenschaften an der Universität Leipzig Hermann Krabbo ist an das Geheime Staatsarchiv in Berlin berufen worden.

Literatur Es war ein lobenswerter Gedanke des Verlags von R. Voigtländer in Leipzig gerade jetzt die Geschichte Rußlands des bekannten, im Jahr 1915 verstorbenen deutschbaltischen Schriftstellers Th. H. Pantenius in einer neuen, erweiterten Auflage herauszubringen. Die deutschen Werke über die Geschichte Rußlands sind leider sehr spär-

lich und kommen namentlich für die Bedürfnisse der großen Masse kaum in Betracht. Entweder sind sie, wie Th. Schiemanns breitangelegte Geschichte, die übrigens noch nicht vollständig vorliegt, zu umfangreich und mehr für den Wissenschaftler bestimmt; oder sie behandeln, wie die Arbeiten Brückners, Teil- und Einzelfragen oder gehen, wie Ernst von Brüggens vortreffliches Buch Das heutige Rußland und die ähnlichen Arbeiten von Leroy-Beaulieu, Mackenzie Wallace, Schlesinger, Hettner und andere mehr, auf kulturhistorische und geographische Darstellungen aus. Pantenius dagegen behandelt die ganze geschichtliche und kulturelle Entwicklung Rußlands von den ältesten Anfängen an bis in die Regierungszeit Nikolaus II. in einer allen Ansprüchen genügenden, gut ausgeglichenen Verteilung und unter Berücksichtigung des gewaltigen Stoffes. Kein bedeutenderes Ereignis kommt bei ihm zu kurz oder wird mit schwächerer innerer Teilnahme behandelt. Das abschlußreiche Buch ist nicht nur mit Verständnis für die Besonderheiten des russischen Wesens sondern auch mit viel Liebe und weiser Rücksicht geschrieben, in einem Stil, der dem Dichter alle Ehre macht. Der Stoff wird durch kulturhistorische zeitgenössische Dokumente aller Art belebt und anziehend gestaltet, so daß das ganze Werk wohl keine Seite aufweist, die nicht zu packen und zu interessieren vermöchte. Gewiß wird der Fachhistoriker nicht immer mit den Urteilen des Verfassers einverstanden sein; aber er wird fast immer zugeben müssen, daß Pantenius seine Ansicht mit Geist und politischem Geschick zu verfechten weiß. Es soll durchaus keine üble Nachrede sein, wenn hier gesagt wird, daß sich das Werk wie ein spannender Roman liest. Es wäre ihm nur eine möglichst große Verbreitung zu wünschen, obgleich der Preis etwas reichlich bemessen ist.

KUNST

Bildende Kunst / Lisbeth Stern

Rodin Wir haben die Bücher Dürrers und Leonardos, auch andere Dokumente von Malern und Bildhauern über ihre Kunst. Aber keines scheint mir so umfassend und im innern Sinn von Bedeutung zu sein wie Auguste Rodins Buch über die Kathedralen Frankreichs, das der Dichter Max Brod ins Deutsche übertragen und der Verlag Kurt Wolff in Leipzig

in schöner Ausgabe, mit Handzeichnungen von Rodins auf 32 Tafeln, herausgebracht hat. Es handelt nicht so sehr von Speziellem, kaum etwas von Arbeitstechnischem. Es gibt Rodins inneres Verhältnis zur Kunst und zur Natur überhaupt. Was aber vor allem dieses Buch so groß macht, ist, daß dieses Verhältnis zur Kunst ihm nicht nur ein persönliches ist sondern eines, das alle Menschen angeht. Er will unsere Augen auf-tun für die Schönheit, die die Natur und Kunst uns offenbaren. Er spricht in keinem andern Sinn denn als Prediger, wie einer, der eines Dinges voll ist und will, daß die anderen dessen auch teilhaftig werden sollen. In der Einführung des Buches sagt er, der Künstler müsse ein »volkhaftes Gefühl haben, gleichsam eine Massenseele« besitzen. Und ein andermal: »Es ist eines der natürlichsten Gesetze, daß alles allen gehören muß.« Und in diesem Sinn spricht er zu uns von seinem innern Erleben der Kunst. Sie ist ihm nicht ein Teil vom Leben. auch nicht der wichtigste, sondern sie ist ihm ein unmittelbarer Ausdruck der göttlichen Liebe und als solcher ein Ganzes, ein Volles. Wie die Religion nur Religion ist als Ausdruck der Liebe, so auch die Kunst in diesem Sinn erst Kunst. In seinen späteren Jahren hat sie ihm ihre Welt von Wundern erst auf-getan. »Meine neue Freundin, das Alter, gibt mir sichere Einsichten, die ich zum Dank mit allen teilen möchte.« Die Kathedralen Frankreichs, die ihn immer mit ganz besonderer Bewunde-rung erfüllt haben, sind Rodin am rein-sten der Ausdruck dieses Geistes. Er versteht sie und fühlt jede Bewegung ihrer Linien nach, wie er sein Volk, sein Land, seine Rasse versteht und liebt. Das Buch bedeutet einen Ruf an die Menschen das zu hören, was die Kathedra-len uns zu sagen haben. Und was verlangt er von uns? »Vor allem blickt mit Bescheidenheit und Empfänglichkeit. Stimmet euch zur Arbeit und zur Achtung.« Auch die Arbeit hat ihren Anteil gehabt an dem, was die Kathedralen ihm erschlossen haben. »Heute empfangt ich den Lohn für die vielen, zäher Arbeit gewidmeten Jahre.« Wissenschaft und Schauen, alles mußte den Weg öff-nen helfen, und sein ganzes Werk ist jetzt ein Ausdruck seiner inbrünstigen Dankbarkeit gegen jedes neue Wunder der Gesetzmäßigkeit, das sich ihm erschließt: »Früher war mir diese Kirche kalt und traurig gewesen, aber seitdem bin ich mit den Jahren einsichtiger und zärtlicher geworden.« Hier ist es wahr

geworden, daß die Ideen erst wachsen und ihre Größe bekommen, wenn sie ihr Leben von etwas Göttlichem empfangen haben, das jenseits dieser täglichen Welt liegt; dann erst haben sie die Kraft des Wachstums in sich und der gegenseitigen Befruchtung und Fortpflanzung: nicht in willkürlicher Verknüpfung von außen her sondern aus innerer Nötigung her-aus, wie Rodin von seinen sicheren Einsichten spricht. Die Liebe als der Quell des ganzen Lebens verleiht ihm Zusammenhang und gibt der Kunst ihre zusammenfassende Gesetzmäßigkeit, ihre heilige Geometrie. Diese Geometrie, ihr Wesentliches, ihre Kraft und Schön-heit zum Ausdruck gestalten ist Kunst. Und am reinsten gefaßt ist sie in den Bauwerken. Immer müßte sich die Skulptur dessen bewußt bleiben, daß sie den selben Forderungen sich unterstellen muß, den selben Gesetzen des Gleich-gewichts, den selben Rhythmen und den selben Lichtwirkungen durch die Ne-gung ihrer Flächen.

Es ist schwer die Ideen Rodins wieder-zugeben. Sie sind nicht im geringsten in der Sprache, die wir in der Kunst-wissenschaft gewohnt sind. Sie sind ohne systematische Gliederung; sie tra-gen sich nicht in einem Nacheinander vor, haben auch in sich kein Nacheinander, geschweige denn ein Weil und Warum. Alle Gedanken sind aus der Kraft der Bewunderung erwachsen, und sie stehen neben einander wie die Baum-en auf der Wiese, wo eine die andere stützt. Es ist schwer gegenüber dieser größern Einsicht, größer in der Kraft des Gefühls als der Ideen, den Versuch eines Berichts zu machen. Das Buch selbst soll man lesen.

Nur Einzelheiten könnte man noch er-wähnen. Der Lehrmeister zur Bildung und zum Verstehen einer jeden Form kann immer nur die Natur sein. Alle ihre Geschöpfe, die Pflanzen, Tiere und Menschen, sind Träger seiner geordneten Kräfte, von der einfachsten Form bis hinauf zu ihrer reichsten Gestaltung. Immer gleich rührend ist es, mit welcher zärtlich sinnlichen Liebe Rodin von den Dingen der Natur und ihrer Schönheit spricht, besonders von den französischen Frauen und Mädchen. Seine Sinnlich-keit geht so gar nicht aufs Kleine, Be-obachtende. Sie ist beseelt und weitge-spannt, so daß im Allersinnlichsten seine Religiosität Geistiges zu fühlen vermag. »Eine Frau, die ihr Haar kämmt, erfüllt mit dieser Geste den Himmel.« Auch von der Heiligkeit spricht er, die be-stimmte Bewegungen durch ihre regel-

mäßigen Wiederholungen bekommen, wie in den Tänzen der Kambodschamädchen.

Die Säulen der Kathedralen verzehnfachen ihre Grazie, indem sie einander folgen und sich vereinigen.«

Alle diese Einsichten zu verstehen müssen wir lernen. Ihr Hauptfeind ist die *Originalität*. »Ich füge mich dem Gedanken nur ein Glied in der Kette zu sein. Könnte ich doch dazu beitragen Einsicht und Unterordnung in die Kunst zurückzuführen.« »Gegenwart und Vergangenes zu binden ist eine Notwendigkeit, und ich selbst, bin ich nicht ganz in eurer Spur geschritten?« Rodin sieht die Entwicklung der französischen Kunst in einem lebendigen fortlaufenden Wachsen, eine neue Kunstform die Frucht einer andern. »Diese blumige Expression des französischen Geistes, dieses geistige Wohlbefinden, das unsere Russe auszeichnet, ist die letzte Form unserer gotischen Kunst.« Im 19. Jahrhundert dann schneidet die Entwicklung ab, und uns bleibt die Aufgabe mit Fleiß und Demut die Kette wieder zu schließen.

Wie ist neben dieser weitumfassenden, fühlenden Kraft auch die geistvollste Kritik tot und unproduktiv! In Rodins Auffassung ist Vergangenes so gegenwärtig, daß auch dem Zukünftigen etwas von diesem Leben zuteil wird. Rodin will an Voriges anknüpfen, er will zum Beispiel das Freilicht wieder als schaffende Kraft in der modernen Skulptur lebendig machen, und er sieht in seinem Balzac einen Ansatz dazu. Das sind Einsichten, wie wir sie nur ahnend nachfühlen können. Von Rodin selbst gilt, was er von den Meistern der Kathedrale sagt: »Der große Zeitgedanke ist in ihnen, und ihn zu verwirklichen sind sie in ständiger Verbindung mit der Natur, und sie sind stark und lebenstüchtig. Sie haben die Nüchternheit und Tugend, die Energie der großen Lebewesen, die sich für ihre natürlichen Verrichtungen gesund halten.«

Barlach Eine Gesamtausstellung bei Cassirer in Berlin gab ein Bild der bisherigen Entwicklung Barlachs, die noch lange nicht abgeschlossen scheint. Bisher kannten wir ihn in erster Reihe als den Schöpfer jener merkwürdigen Wesen, ungefermt, schwer bewegt und fast ohne Glieder, als Menschen, als Individuum, beinahe embryonal zurückgeblieben. Dafür aber Wesen, durch die hindurch irgendwelche großen, unsichtbaren Mächte ziehen (ein Eindruck übrigens, der auch

aus Barlachs Drama *Der tote Tag* der stärkste und zurückbleibende ist). Diese unbekanntten Mächte sind ihm das Lebende, und wenn seine Figuren sich bewegen, und das tun sie oft im äußersten Maß, dann ist es ähnlich, wie wenn der Wind einen Busch bewegt. Bestenfalls können seine Menschen Widerstand gegen das geben, was ihnen entgegenkommt; aber was sich da entgegensehnt, ist auch mehr die Masse ihres Körpers als seine Kraft. Die Schwere der Kleider ist bei Barlach wichtig, wie bisher wohl nirgends in der Plastik. Gerade in den Reliefs kommt das Wesenlose des einzelnen besonders stark zum Ausdruck. Sein Traum, eine Vision, die sich ihm immer wiederholt, ist wunderbar schön. Unten liegt die Frau, und wagerecht darüber wie eine Wolke, das Gesicht entgegengerichtet, zieht der Körper in dicke Mäntel gehüllt. Auch in seiner Vollplastik haben die einzelnen Formen trotz der Rundung des Ganzen in ihrer Behandlung etwas vom flachen Relief an sich. Die Schnitztechnik selbst ist flach und klein, so daß die Formen muddlig und gerollt aussehen. Es gibt von ihm einen Mann in Mäntel gewickelt, der mit dem Licht etwas sucht: eine Idee, eigentlich in jedem Sinn für Plastik unmöglich; und bei ihm ist sie selbstverständlich; und die Vorstellung der Dunkelheit umher zwingend stark. So unmittelbar und naiv wirken aber nicht alle seine Plastiken. Manchmal ist es, als wenn bewußte Stilisierung mit im Spiel wäre. Das ist aber alles der Barlach, wie wir ihn bisher kannten. Jetzt scheint sein Weg etwas mehr zur Lebendigkeit, zur Mannigfaltigkeit hin. Es schien mir das schon aus der Porträtbüste Tilla Durieux' zu sprechen, wie auch jetzt aus seinem neuen Holzrelief, den Mannasuchern, die auch technisch viel kantiger und härter sind; vor allem aber aus seinen Zeichnungen zum Armen Vetter, der im Verlag von Paul Cassirer erschien. Es ist da, als wenn sich etwas von der düstern Gebundenheit in ihnen gelöst hätte; noch immer bewegt und bedrängt in den Gefühlen, aber schneller und mehr dramatisch gestaltet.

Kurze Chronik Im preußischen Abgeordnetenhaus ist der Vorwurf erhoben worden, daß die Kunsthandlung Paul Cassirer während des Krieges französische Kunstwerke über die Schweiz nach Deutschland eingeführt habe. Die Kunsthandlung hat es für nötig befunden durch

eine Erklärung diesen Vorwurf als unrichtig zurückzuweisen. ◊ Der Stadtrat von Köln hat die Mittel für den Neubau des zerstörten Rathauses in Neidenburg bewilligt. Erstaunlicherweise hat die Regierung an die Begebung der Mittel die Bedingung geknüpft, daß Entwurf und Bauleitung Bodo Ehardt übertragen werden. ◊ In Danzig ist das frühere Franziskanerkloster in ein Deutsches Museum umgewandelt worden. ◊ In Budapest wurde die Sammlung Kilenyi versteigert; sie enthält unter anderen wertvollen Gemälden Tizians Venus vor dem Spiegel.

Literatur Bei Gustav Kiepenheuer in Weimar erschien Eugène Fromentins Buch Die alten Meister (Belgien-Holland), übertragen von E. L. Schollenberg. Ein Maler schrieb dieses Buch mit feiner Feder. Durch die Städte und Museen der Niederlande und Belgiens wandernd, spricht er von Land und Leuten, von einzelnen Bildern der großen Meister, scheinbar regellos und notizenhaft, ohne das Schwergewicht einer Kunsttheorie, mit offener Seele, aber wärmster Liebe und feinstem Gefühl für ihre Größe und Bedeutung. Ich glaube nicht, daß der fachmännische Kunsthistoriker mit ihm immer einverstanden sein wird; auch seine Urteile über einzelne Bilder wird man nicht immer unterschreiben. Aber seine Einseitigkeit ist die einer bedeutenden Persönlichkeit, die auch da anregt, wo sie den Widerspruch herausfordert. Er hat etwas von einem ästhetischen Feinschmecker, der aber seine Kunst nicht nur geistreich sondern mit stark seelischer Teilnahme genießt. Die Gestalten Rubens' und besonders Rembrandts hat er mit reicher schaffender Phantasie, unbekümmert um historische Forschung, warm und lebendig vor uns hingestellt, indem er sie eigentlich aus ihren Bildern und ihrem Milieu nachdichtet. ◊ In seiner Schilderung ägyptischen Lebens und der ägyptischen Landschaft (Bilder aus Ägypten /Berlin, Bruno Cassirer/) ist Johannes Guthmann von ganz wunderbarer Frische und Lebendigkeit. Alles ist mit Augen gesehen, weit offen für jene Schönheiten und Seltsamkeiten, und mit rascher Phantasie ist es erfaßt und wiedergegeben, so daß jene Reise in den wechselnden Bildern von der Stadt, der Wüste, den Menschen farbig an uns vorbeizieht. So glänzend anschaulich und im besten Sinn impressionistisch die Schilderung und der Stil sind, so zeigen doch die Illustrationen

Slevogts stark die Mängel jener Kunst. Sie geben uns zu flüchtige Eindrücke, um überhaupt die Phantasie mit Bildern jener Gegend erfüllen zu können.

KULTUR

Technik / Heinrich Lux

Gasparapparat Zur Steuerung der Kohlenknappheit ist auf dem Verordnungswege der Verbrauch an Leucht- und Heizgas stark eingeschränkt worden. Der Verbraucher ist also gezwungen zu sparen. Beim Gaskochherd ist diese erzwungene Sparsamkeit leicht zu erzielen: Der Gasbrenner braucht nur ordnungsmäßig bedient, insbesondere also klein gestellt zu werden, wenn die Speisen angekocht sind. Anders beim Leuchtbrenner, der heute durchweg ein Gasglühlichtbrenner ist. Denn im Gegensatz zu den älteren Brennern mit offener Flamme läßt sich ein für einen bestimmten Verbrauch einregulierter Gasglühlichtbrenner nicht kleinstellen. Versucht man das, so erfüllt die Bunsenflamme einen nur kleinen Teil des Glühkörpers, so daß dieser nur sehr wenig leuchtet; und wegen des ungünstigen Mischungsverhältnisses zwischen Leuchtgas und der in das Brennerrohr eingesaugten Mischluft wird die Flamme so unruhig, daß man bei dem in unerträglicher Weise zuckenden Licht weder lesen noch arbeiten kann. Man ist also notgedrungen dazu gezwungen den Brennerhahn ganz aufzudrehen. Dafür erhält man allerdings ein Licht, das für die meisten Anwendungszwecke zu stark ist. Man kann mit Lichtstärken von 20 bis 50 Hefnerkerzen, wie man von der Petroleumlampe und den elektrischen Glühlampen her weiß, gut auskommen; die üblichen Größen stehender und hängender Gasglühlichtlampen liefern aber 80 bis 100 Hefnerkerzen. Nun könnte man allerdings die größeren Brennertypen gegen kleinere austauschen. Aber dieser Weg ist gegenwärtig kaum gangbar. Brenner aus Messing sind heute überhaupt nicht und solche aus Ersatzmetallen nur außerordentlich schwer erhältlich. Notgedrungen wird also bei der Benutzung der üblichen Brennertypen Licht und damit auch Gas verschwendet.

In dieser mißlichen Situation kommt dem Verbraucher ein kleiner, für stehendes Gasglühlicht bestimmter Apparat zu Hilfe, mit dem, durch einen einfachen technischen Kunstgriff, tatsächlich eine ganz bedeutende Gasersparnis

erzielt werden kann, ohne daß es nötig ist den Brenner selbst auszuwechseln. Es handelt sich um den vom Ingenieur Kielmann konstruierten Gasapparat, den ich in meinem Laboratorium untersucht, und über den ich ein eingehendes Gutachten erstattet habe.

Der Apparat besteht aus einem Zylinderaufsatz aus keramischer Masse, der mit einigen großen Öffnungen versehen ist. Diese Öffnungen lassen sich durch eine auf dem Aufsatz angeordnete, gleichfalls mit Öffnungen versehene, drehbare Scheibe mehr oder weniger verschließen. Durch den Kielmannschen Gassparer kann also die Zugluft im Zylinder in einfachster Weise geregelt werden; und diese Zugluftregelung ermöglicht es den Brennern fast beliebig klein zu stellen und dabei doch ein dem jeweiligen Gasverbrauch entsprechendes, ruhiges Licht zu erhalten. So habe ich bei einem stehenden Gasglühlichtbrenner, der auf einen Verbrauch von rund 150 Liter Gas in der Stunde (bei 40 Millimeter Druck) eingestellt war, und der hierbei rund 90 Hefnerkerzen Lichtstärke lieferte, den Brennerhahn so weit zudrehen können, daß nur noch ein stündlicher Verbrauch von rund 60 Liter Gas in der Stunde (bei 8 Millimeter Druck) stattfand. Ohne Kielmanns Gassparer lieferte der Brenner eine Lichtstärke von kaum 1 Hefnerkerze und die Flamme war dabei so unruhig, daß sie schlechthin unbenutzbar war. Setzte man jedoch den Kielmannschen Gassparapparat auf den Zylinderrand auf, so stieg die Lichtstärke sofort auf mehr als 22 Hefnerkerzen an, und das Licht war fast ruhig. Bei einem Verbrauch von rund 70 Liter in der Stunde (bei etwas über 10 Millimeter Druck) war die Flamme ruhig, und ihre Lichtstärke betrug mehr als 30 Hefnerkerzen. Sie war also vollkommen ausreichend für die meisten Anwendungszwecke. Die absolute Gasersparnis, natürlich bei gleichzeitiger Verminderung der vom normal betriebenen Brenner gelieferten Lichtstärke, betrug also rund 80 Liter in der Stunde, oder mehr als 50%. Ohne Kielmanns Gassparer würde in diesem Fall der Brenner bei gleichem Gasverbrauch nur 2 Hefnerkerzen eines unbrauchbaren, zuckenden Lichts geliefert haben.

Der besondere Vorzug von Kielmanns Gassparer besteht vor allem aber darin, daß man von dem gleichen Gasglühlichtbrenner auch noch wesentlich höhere Lichtstärken erhalten kann; man

braucht dazu den Gashahn nur etwas weiter zu öffnen, und ebenso die Öffnungen in dem Zugregeler, und kommt dann mit Leichtigkeit bis auf rund 60 Hefnerkerzen bei einem stündlichen Gasverbrauch von etwa 120 Liter. Die absolute Gasersparnis beträgt in diesem Fall noch immer 20%.

Innerhalb der Verbrauchsgrenzen von 50 bis 80% des normalen Verbrauchs ist bei Benutzung von Kielmanns Gassparer die Lichterzeugung nahezu proportional dem Gasverbrauch. Bei einem höhern Gasverbrauch als 80% des normalen ist die Anwendung des Zugreglers nicht mehr zweckmäßig. Da man aber Gas sparen soll, so wird man schon von selbst den Gashahn in jedem Fall so weit schließen als es der Anspruch an die erforderliche Lichtstärke gerade noch zuläßt. Von Wichtigkeit für die allgemeine Benutzbarkeit des Kielmannschen Gassparers ist es eben, daß man mit ihm die Lichterzeugung und damit die Gasersparnis in sehr weiten Grenzen regeln kann.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei noch besonders hervorgehoben, daß mit dem Kielmannschen Gassparer nicht beabsichtigt wird die Ökonomie der Lichterzeugung zu verbessern. Der Apparat ist aus der Not der Zeit heraus geschaffen worden. Er soll helfen Gas und damit Kohlen zu sparen. Er soll es aber zugleich ermöglichen eine ausreichende und selbst gute Beleuchtung zu schaffen, ohne daß die Ökonomie der Lichterzeugung zu stark beeinträchtigt wird, und ohne daß der Verbraucher gezwungen ist sich neue Gaslampen anzuschaffen. Diese Ansprüche erfüllt der Kielmannsche Gassparer durchaus, und damit unterscheidet er sich wesentlich von den seinerzeit mit viel Reklame auf den Markt gebrachten schwindelhaften Gassparern, die den Gasverbrauch reduzierten, zugleich aber die Lichterzeugung bis zur Unbrauchbarkeit verschlechterten.

Forschungsanstalt für Lebensmittelchemie In München wird die Er-richtung einer Forschungsanstalt für Lebensmittelchemie geplant, die bei den gegenwärtigen Schwierigkeiten der Verpflanzung durch wissenschaftliche Forschung dazu beitragen soll das Ernährungs-wesen zu verbessern. Von dieser Anstalt soll insbesondere die Frage der Ersatzstoffe, der Spar- und Streckungsmaßnahmen behandelt werden. Zu den Aufgaben der Forschungsanstalt gehören: 1. die Erforschung der chemischen

Zusammensetzung der Lebensmittel und der bei ihrer Herstellung stattfindenden Vorgänge; so würde die Chemie des Brotbackens, unter Berücksichtigung der Streckungsmittel, eine wichtige Forschungsfrage darstellen, ebenso die Chemie des Weines und die Erforschung der bei seinem Werdegang sich abspielenden Umwandlungen; 2. die Bearbeitung der bei der Aufbewahrung und küchenmäßigen Zubereitung der Lebensmittel in Betracht kommenden chemischen Fragen; hierzu gehört die Untersuchung der verschiedenen Konservierungsverfahren (Trocknen, Räuchern, Gefrieren, Vergären, Sterilisieren usw.), ferner die Prüfung der Zweckmäßigkeit der küchenmäßigen Zubereitungsverfahren hinsichtlich einer möglichst vollständigen Vermeidung von Nährstoffverlusten; 3. die Verwertung von Nebenprodukten bei der Herstellung und Verarbeitung von Lebensmitteln, wie der Nebenprodukte bei der Molkerei, Bierbrennerei, Branntweimbrennerei usw.; 4. die Prüfung neuer Gedanken und Vorschläge auf dem Gesamtgebiet des Lebensmittelwesens, ferner Arbeiten über die Verwendbarkeit neuer und ausländischer Stoffe; zum Beispiel die Prüfung neuer Fette und Öle für die Margarinefabrikation, das Festmachen von pflanzlichen und tierischen flüssigen Fetten zu Genußzwecken usw. Zur Errichtung der Anstalt sind ungefähr 4 bis 5 Millionen Mark erforderlich. Bis zur Fertigstellung eines eigenen Gebäudes wird die Forschungsanstalt in den Räumen des Laboratoriums für angewandte Chemie an der Universität München untergebracht werden.

Erziehung und Technik

Im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht ist von anerkannten Fachleuten eine Reihe von Vorträgen gehalten worden, die eine Brücke zwischen Technik und Erziehung schlagen helfen sollen. Diese Vorträge erscheinen unter dem Gesamttitel Technische Abende im Verlag von Mittler & Sohn in Berlin (siehe über diese Serie auch die Rundschau Kunstgewerbe, 1917 III, Seite 1106). Die Philosophie der Technik behandelt E. Zschimmer. Er will den Grundzweck der Technik ergründen. Im Gegensatz zu anderen Autoren bestreitet Zschimmer die Ansicht, daß erst das Werkzeug das Tier zum Menschen erwecke. Nicht das Werkzeug sei es sondern der geistige Wille, die Absicht des Erfinders. Nicht das Haus, sondern das

Wohnen im Haus sei der Zweck der Bautechnik. Das »technische Wohnen« unterscheidet sich sehr wesentlich von dem »natürlichen Hausen« der Tiere und Urmenschen in Höhlen und Klüften. Das technische Haus schenke seinem Besitzer die Möglichkeit zu tun, was ihm beliebt, während der Bewohner der Wildnis vom Zufall gezwungen werde zu tun, was er muß. Der Wilde sei Sklave der Natur, der erfindungsreiche Mensch ihr Herr. Meer und Flüsse trennen das Land vom Land. Solange es keine Schiffe gibt, bleiben die Menschen dem Gesetz des Zufalls unterworfen: die selben Mächte beherrschen auch sie, die Wasser, Luft und Erde beherrschen. Das Schiff gibt dem Menschen die Freiheit auf dem Wasser. Keine Erfindung mache uns den Gedanken der materiellen Freiheit, den offenbaren Zweck aller Technik, so greifbar wie das Schiff. Weil uns die Natur in Ketten geboren habe, deshalb erwache mit dem Funken des Geistes die Idee der Freiheit über die Natur: die Idee der Technik. Neben die 3 großen Kulturideen der Wahrheit, der Schönheit und der Gerechtigkeit trete die Idee der Freiheit, der Macht des Geistes über die Materie. Die Aufgabe der Philosophie der Technik könne keine andere sein als die: das gesamte in der Geschichte entfaltete technische Schaffen und Leben im Licht der Idee der materiellen Freiheit zu erblicken und aus dieser Erkenntnis heraus das Verhältnis der Technik zu den 3 übrigen Ideen: der Wahrheit, Schönheit und Gerechtigkeit, in Absicht auf den Gesamtzweck der Kulturgeschichte überhaupt zu bestimmen. Mit diesen Sätzen ist der Inhalt des gedankenvollen Vortrags gekennzeichnet.

In dem gleichen Rahmen behandelt Theodor Bäuerle das Thema Technik und Volkserziehung. Der Vortragende geht von der Umwertung aller Werte durch die Technik aus. Hand in Hand mit der äußern Umwandlung bewirke die Technik auch eine innere Umwandlung des Menschen in seiner Stellung zur Arbeit. In dem Maß, wie die Maschine sich vergeistige, werde die Arbeit an der Maschine entgeistigt. Dadurch sei bei der Masse eine Spaltung des Lebens eingetreten: in den mehr oder weniger öden Teil der Arbeit und in die Zeit nach der Arbeit. Weil die Arbeit den Geist nicht mehr beschäftige, suche er anderswo Befriedigung: daher der ungestüme Drang der Massen nach Bildung und Macht. Licht für die Massen werde

so das Schlagwort des Tages. Und hier war es wieder die Technik, die sich als große Wohltäterin anbot. Sie allein konnte die Bildung, bisher Geheimbesitz der herrschenden Klassen, zur Volksbildung machen. Dieser Gedanke wird dann unter Exemplifikation auf die Buchdruckerpresse, Bild und Kino weiter ausgeführt. In der Tretmühle des Alltags hat der Arbeiter den Blick aufs Ganze der Arbeit verloren; den Sinn fürs Ganze zu wecken und zu beleben sei daher eine wichtige Aufgabe der Volkserziehung. Einen Anfang dieser Belebung erblickt Bäuerle in den Arbeiten der Rüstungsindustrie, wo jedem einzelnen der Sinn seiner Arbeit, sei sie eine noch so untergeordnete Teilarbeit, voll zum Bewußtsein komme.

Kurze Chronik Am 24. November hielt der Verein deutscher Ingenieure seine Hauptversammlung ab. In der Eröffnungsrede beschäftigte sich der erste Vorsitzende von Rieppel mit Fragen der zukünftigen Gestaltung des Wirtschaftslebens. Dann folgten Vorträge, die sich mit der Ausnutzung der Kohle beschäftigten. Brabbé sprach einleitend über den Hausbrand, Klingenberg behandelte die Wirtschaftlichkeit von Nebenproduktanlagen für Kraftwerke, Lind die Kohlenwirtschaft in den Dampfkesselbetrieben. \diamond Der österreichische Ministerpräsident von Seidler hat am 25. November im Abgeordnetenhaus ein großzügiges Programm zur planmäßigen Ausgestaltung der österreichischen Wasserkräfte und des Elektrizitätswesens aufgestellt. Er stellte in Aussicht, daß die Regierung unter Gewährung staatlicher Hilfe solche Vereinigungen ins Leben zu rufen gedenke, die das erforderliche Kapital aufbringen und die Wasserkräfte ausbauen sollen. Für die planmäßige Weiterentwicklung des Elektrizitätswesens denkt er an ein Zusammenwirken in rechtlicher und wirtschaftlicher Hinsicht von Staat, Ländern, Gemeinden mit dem Privatkapital. \diamond Der schwedische Ackerbauminister hat das Torfkomitee beauftragt Untersuchungen über die Gewinnung von Torffaserstoff für die Textilindustrie und das Kunstgewerbe einzuleiten. Die Initiative zu diesen Versuchen ist von G. Sellergren (Stockholm) ausgegangen. Als Torfmüll hat die Torffaser schon heute eine

nicht geringe Bedeutung als Verbandmaterial; nach der Absicht des schwedischen Forschers soll der Torftextilstoff aber nicht nur als Ersatzstoff sondern als Substrat einer zukünftigen, einheimisches Material verarbeitenden Industrie Bedeutung gewinnen. \diamond Die Danziger Kriegsamtstelle regt an mit allen zu Gebote stehenden Mitteln für Ersatz von Kohlen zu sorgen. Bei der Beförderungsschwierigkeit wird selbst nach Friedensschluß Kohlenknappheit bestehen bleiben. Als Ersatz bieten sich in erster Linie Holz und Torf dar. Vor allem der Torf sollte größere Beachtung als Heizmaterial wiedergewinnen. \diamond Einem Hamburger Chemiker soll es gelungen sein das Aroma der gerösteten Kaffeebohnen synthetisch darzustellen. Damit wäre ein großer Fortschritt erzielt. Denn erst durch das Kaffeearoma könnten die Kaffeesurrogate zu einem wirklichen Kaffeesatz werden. Wie schwierig die Sache ist, geht schon daraus hervor, daß es sogar einem E. Fischer trotz Aufwendung von mehreren 1000 Kilo gerösteten Kaffees nicht möglich gewesen ist das Kaffeearoma rein darzustellen und noch viel weniger dessen chemische Natur durch Analyse zu ermitteln.

Literatur In der Hamburgischen Hausbibliothek / Hamburg, Alfred Janssen / sind die Lebenserinnerungen Heinrich Draegers, des Schöpfers des Draegerwerks in Lübeck, erschienen. Draeger schildert schlicht und ungeschminkt seinen Lebensweg, den Weg eines Mannes, der als Techniker und Erfinder geboren ist. Obwohl das Buch an manchen Stellen stark in die Breite geht und liebevoll Dinge bespricht, die eigentlich nur persönliches oder Familieninteresse haben, läßt man die einzelnen Entwicklungsphasen, die der werdende Großindustrielle durchgemacht hat, doch gern und mit einem gewissen Behagen an sich vorüberziehen; denn gleichzeitig gewinnt man einen guten Einblick in das Schaffen eines Erfinders, eines bewußten Erfinders, der planmäßig einen Gedanken aus dem andern entwickelt, weil er sich für seine Erfindungen von vornherein ein bestimmtes Ziel gesetzt hat. Das Leben Draegers ist deshalb eine gute Illustration zu den oben wiedergegebenen Gedanken Zschimmers über die Philosophie der Technik.